DIE

WANDBILDER

DES BAYERISCHEN

NATIONAL-MUSEUMS

I.

~~Rar. 1135~~ 4° Spruner
Rar. 106

Geschenk

an die

Hof= und Staats=Bibliothek

dahier.

München den 14.ten Maerz 1868.

Ludwig.

BAYERISCHE
STAATSBIBLIOTHEK
MÜNCHEN



DIE

WANDBILDER

DES

BAYERISCHEN

NATIONAL-MUSEUMS

HISTORISCH ERLÄUTERT

VON

DR. CARL V. SPRUNER

ORDENT. MITGLIED DER K. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben.

MÜNCHEN

JOS. ALBERT, K. B. K. R. HOF-PHOTOGRAPH

1868.

BAYERISCHE
STAATSBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.



Vorwort.

Halte frei den Geist dir, das Herz halte frei
Von den zwingenden Fesseln einer Parthei.
Gib der Wahrheit die Ehre, die Ehre dem Recht,
Nenne gut das Gute und Schlechtes schlecht.

Es ist nicht unsere Absicht, in diesem Buche gelehrte, historische Abhandlungen zu liefern. Solche würden für die Menge der Gegenstände einen ganz andern Raum in Anspruch genommen, und bei der Vielseitigkeit des Stoffes und einer gewissenhaften Bewältigung der Vorstudien die Zeit eines halben Menschenalters erfordert haben. Dem Leser sollte durch unsere „Erläuterungen" für jede einzelne Darstellung gleichsam nur ein Erinnerungsblatt geboten, er sollte au fait der Handlung oder Begebenheit gesetzt, wo nöthig auch über das Bild hinaus, dieses gleichsam ergänzend, mit ihren Ursachen und Folgen bekannt gemacht, er sollte mit einem Worte anregend und belehrend unterhalten werden. Wer aber näher zusieht dürfte finden, dass wir denn doch die Quellen nicht unbenützt gelassen, und daraus gar manches Neue oder bisher weniger Beachtete zu Tage gefördert haben, obgleich wir es verschmähten, den beliebten Prunk mit Citaten zu treiben.

Unser vorgesetztes Motto drückt treulich die Gesinnung aus, in welcher wir geschrieben. Wir sind aber bei diesen historischen Bildern keineswegs, wie man gemeiniglich zu versichern pflegt: „sine ira et studio" an die Arbeit gegangen, sondern vielmehr im aufrichtigen Zorne über alles Unwahre und Ungerechte, und mit der entschiedenen Absicht ihm entgegenzutreten, wo und wann es uns begegnen würde. Weil wir so die Dinge schildern wie sie geschehen, nicht wie Partheimenschen, Schmeichler oder Pessimisten sie sich zurecht gemacht, wird es kaum fehlen, dass wir mit unserm Buche nach Rechts und nach Links Anstoss erregen, und dass besonders eine gewisse Parthei es verdammen werde, wenn sie ihm anders die Ehre erzeigt, davon Notiz zu nehmen. Gerade darum aber dürfen wir die beruhigende Ueberzeugung fassen, dass wir auf dem rechten Wege gewandelt, nicht etwa in der vulgären Bedeutung, Niemand und nirgends verletzt, sondern vielmehr überall nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit gesagt zu haben. Und die Grundlage aller Geschichte muss Wahrheit sein, Tendenz ist Lüge und desshalb ihr Grab.

Mit einer solchen Auffassung der Dinge werden wir uns freilich die nicht zu Freunden gemacht haben, welche, entweder aus Geistesträgheit oder mit ehrenwerther Ueberzeugungstreue, es als erste Pflicht strenger Religiosität erachten, all dasjenige für unantastbar wahr und heilig zu bekennen, was der scrupulöse oder berechnende Gewissensrath als solches erklärt, wenn auch ihre gesunde Vernunft noch so ernstlich Protest dagegen einlegt und ihr natürliches Gefühl sich noch so lebhaft dagegen sträubt. Ist ihnen doch als erste Pflicht einer wahrhaft religiösen Seele gerade der Kampf gegen diese vorwitzige Vernunft und die Unterdrückung jenes weichlichen Gefühls eingeprägt worden. Wir werden verketzert werden und man wird bemüht sein. unser rückhalt-

loses und bitteres Urtheil über so manche Erscheinung auf dem Gebiete der Kirche welche ihren herrlichen Glanz trübt, nach gewohnter Weise als Anfeindung der Religion selbst oder als Gehässigkeit gegen ihre Diener darzustellen.

Auch Jene, welche mit ihrer Devotion einen förmlichen Cult treiben und die Grösse derselben zum Gradmesser eines loyalen Herzens machen — oder zu machen vorgeben, — werden uns unser freimüthiges Urtheil über so manche hingeschiedene Erdengrösse kaum verzeihen. Dünkt ihnen aber dieses Urtheil ein allzu herbes, dann mögen sie bedenken, dass uns das seltene Glück zu Theil geworden die neun letzten Regierungsjahre in der näheren Umgebung des trefflichen Max II. zu verleben, und nicht nur seine Handlungen zu beobachten, sondern auch die edlen Motive derselben häufig aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. So lernten wir einen Fürsten kennen, welcher in der nie rastenden Sorge für das wahrhafte Heil des ihm von Gott anvertrauten Volkes seine heiligste Pflicht, und in der grossmüthigsten Förderung alles Nützlichen und Schönen sein edelstes Vergnügen fand. Was Wunders dann wenn ein solches Vorbild zur Anlegung des höchsten Maassstabes verleitet!

Endlich wird in politischer Beziehung die Differenz auch nur in einer Anschauung über Mittel, Zwecke und Ziele einer Parthei unbedingt den Achtspruch derselben auf uns und unser Buch herabrufen. Und da sich natürlich jede des neidenswerthen Bewusstseins der Infallibilität erfreut, so sind wir darauf gefasst, dass uns jener Achtspruch von beiden Seiten treffen werde. Das alles müssen wir über uns ergehen lassen. Theilen wir doch dasselbe Loos mit ganz andern Männern, mit denen wir uns keineswegs gleicher Gewalt des Wortes, wohl aber gleicher Aufrichtigkeit der Gesinnung rühmen dürfen. Uns ist es schon ein lohnendes Bewusstsein, hie und da einen Menschen zur Einsicht gebracht und für den Dienst der Wahrheit gewonnen zu haben. —

Soviel über diese Blätter. Nun einige Worte über die Bilder selbst. Ein hundert und drei und vierzig lebensgrosse historische Gemälde in einer fortlaufenden Gallerie vereinigt! Was lässt sich da nicht alles über Wahl und Ausführung sagen, wie vieles findet nicht eine wohlwollende Kritik zu loben, eine missgünstige zu tadeln? Hebt der Aesthetiker eine gute Zahl der Gemälde heraus die in dieser oder jener Beziehung nicht genügen, bezeichnet er andere als völlig misslungen, wir können ihm nicht widersprechen. Tadelt der Historiker die Wahl manches Bildes, vermisst er die Aufnahme wichtiger Begebenheiten und missbilligt er jene untergeordneter Dinge, wir möchten kaum mit ihm streiten. Den Gedanken des erhabenen Stifters aber, wie er ihm bei Begründung dieser historischen Gallerie vorgeschwebt, in seiner Totalität zu würdigen, und über demselben billig denkend und wohlwollend das einzelne Misslungene zu übersehen, ist unserer modernen Kritik kaum mehr möglich.

Wie in allen seinen Unternehmungen, bedachtsam und reiflich erwägend, ging der hohe Verblichene auch bei dieser, „seinem Volk zu Ehr' und Vorbild" errichteten Lieblingstiftung zu Werke. Persönlich und nach eingehendster Prüfung bestimmte er, was daran sein Eigenstes: den Bau und die künstlerische Ausschmückung. Seiner Entscheidung blieb jede Einzelnheit vorbehalten. Er traf selbst, nachdem die darzustellenden Gegenstände vielfach erörtert und durchgesprochen, aufgenommen, verworfen oder mit andern vertauscht worden waren, die ihm passende Wahl der Bilder. Nach seinem Willen sollten zur Vermeidung der Trockenheit und Einförmigkeit unter die historisch wichtigen Gegenstände auch mehrere genrehaft gehaltene gemischt werden, die in irgend einer Beziehung einen Abglanz ihrer Zeit boten. Zwischen den steten Kämpfen und Staatsactionen, deren letztere überdiess dem Maler höchst undankbare Aufgaben stellten, sollten Aug' und Gemüth sich an einem friedlichen und freundlichen Gegenstande erfreuen, und neben dem ruhmvollen Wirken der Fürsten seines Hauses mussten auch die glorreichen Thaten des Volkes ihren gebührenden Platz finden. Nach diesen Grundzügen wurde dann am 18. April 1858 die ganze Reihe der Gemälde mit den dazu gewählten Legenden von dem Könige endgültig festgestellt.

Und nun erfolgte die Vertheilung der verschiedenen Aufgaben an einzelne, meist jüngere Künstler. Dieses Verfahren fand gar manche Missbilligung und von mehreren Seiten drang man in den König, das

ganze Werk der bildlichen Ausschmückung doch lieber in die Hand eines Meisters zu legen, der sich dann seine Gehilfen nach eigenem Ermessen wählen mochte. Es war aber der ausgesprochene Wille des menschenfreundlichen Herrn, dass jeder Künstler auf seinen eigenen Füssen stehend schaffe, dafür auch seinen selbstverdienten Lohn ärnte, und nicht etwa als dürftig bezahlter Geselle irgend eines bereits hochstehenden Meisters gar nicht oder erst spät zur Anerkennung komme. Und diesem Beharren des erhabenen Bauherrn auf seinem Entschlusse hat es die Kunst zu danken, dass, freilich neben mancher Leistung die „el pintor de sa deshonra" im Leichtsinn oder in Ueberschätzung seiner Kräfte auf die Wand gepinselt, doch eine Reihe tüchtiger und selbst ausgezeichneter Freskobilder geschaffen wurde, und dass in dieser so selten gebotenen Malweise eine Anzahl jüngerer Männer sich einen weit über ihr Vaterland hinausreichenden Namen erwarben, dem sie bereits ehrenvolle Aufträge verdanken.

Bei der Wahl jener jüngern Kräfte wurde aber keineswegs planlos verfahren, sondern gewissenhaft Vorschlag und Rath der Altmeister gehört und befolgt, und die eingelaufenen Skizzen wie der ausgeführte Carton, nachdem sie der König selbst geprüft, noch besonders dem Urtheil und den verbessernden Rathschlägen einer von ihm aus den ersten Künstlern Münchens gewählten Commission, einem Kaulbach, Schraudolph und Hiltensberger unterstellt. Wenn nun der hohe Bauherr so manchesmal ermunternd und belobend durch die Säle schritt, so dürfen wir kaum annehmen, dass seinem kunstgeübten Auge die einzelnen, zumeist in der Farbe misslungenen Leistungen entgingen. Aber sein feiner und zarter Sinn, dem es widerstrebte, irgend Jemanden wehe zu thun, verschloss ihm den Mund. Höchst wahrscheinlich wären jene schlechten Bilder doch noch entfernt worden, für jetzt aber erhielt seine Nachsicht ein paar Dutzend am Leben, von denen wir keinen Augenblick bedauern würden, wenn sie dem Spitzhammer erlägen, um unter der erprobten Hand der tüchtigen Künstler die sich hier bewährt, wieder neu zu erstehen.

Auch für ausschliessliche Anwendung der Stereochromie, die sich allerdings in Berlin trefflich bewährt hatte, sollte der König bestimmt werden. Er blieb beim Fresko und liess nur sechs Bilder versuchsweise stereochromisch ausführen. Und wie wohl er daran gethan, zeigt sich schon jetzt. Sei es nun das Klima, sei es die abweichende Beschaffenheit des Materials, mehrere dieser Bilder, obgleich von demselben bewährten Meister, — Professor Echter, — wie dort ausgeführt, fangen an merkbar nachzudunkeln. —

Die so überaus empfindliche, schnell verletzte Eitelkeit der Künstler, Missgunst und das mot d'ordre der Kameraderie haben selbst einen Kaulbach arg verunglimpft und geschmäht; einen Kunstheros, dessen Werke durch ihre Mannigfaltigkeit und den unerschöpflichen Reichthum an Phantasie, durch ihre grossartige historische Auffassung und das eminenteste Gestaltungstalent, durch Noblesse und ideale Formenschönheit, wie durch ihren sprudelnden Humor und treffendsten satyrischen Witz jeden wohlorganisirten Menschen mit Freude und Bewunderung erfüllen und stets erfüllen werden. Da wäre es wohl höchst unbillig, wenn wir für diese historische Gallerie, die sich denn doch mit ihnen weitaus nicht messen kann, ein besseres Loos verlangen wollten. Sey's darum. Und so mag denn fernerhin eine Kritik, der es nicht um vorurtheilfreies, ruhiges und belehrendes Urtheil sondern nur um Scandal zu thun ist, ihr wahrlich nicht immer attisches Salz an diesen Bildern verschwenden, wenn nur der grosse Haufe — wie sie sich vornehm exclusiv auszudrücken pflegt — Interesse und Wohlgefallen daran findet. Damit, und nicht durch das Gesumme kurzlebiger Eintagsfliegen ist der Wille des hohen Stifters vollkommen erfüllt. Und wenn dieses Gesumme längst verhallt ist und die Blätter, in denen es zu vernehmen gewesen, längst schon wirthschaftlichen Zwecken gedient haben, werden sicherlich noch Tausende und Tausende unbefangen an den historischen Gemälden des Nationalmuseums wie an dessen übrigen Schätzen sich erheben und erfreuen, und das Andenken Max II. segnen; ja es wird vielleicht selbst dieses Buch noch gelesen werden.

München, am 24. November 1867.

Der Verfasser.

Altbayern.

Die Urzeit.

1. Verkehr zwischen Römern und Barbaren im Standlager bei Grünwald im II. und III. Jahrhundert.

Die Besiegung der gallischen Völkerschaften in dem weiten Thale des Po unterwarf diesen Garten der Halbinsel und damit ganz Italien endlich den Römern und breitete die Herrschaft des ersten Kriegervolkes der Welt bis an den Fuss jenes Riesenwalles der Alpen aus, der von der Natur bestimmt zu sein schien, eine unübersteigliche Grenze zu bilden zwischen dem üppigen Süden und dem rauhen Norden unseres Erdtheils.

So blieb es bis zum Jahre 15 vor Christus. Octavianus Augustus beherrschte, nachdem die alte Republik gesunken, das unermessliche Reich als Imperator. Er konnte — war es Vorwand, war es wirkliche Noth? — nicht ferner so nahe den Thoren der ewigen Stadt die häufigen, stets erneuten Einfälle der kleinen aber tapferen rhätischen Alpenvölker in die römischen Gränzlande dulden. Ihre Unterwerfung bot den Waffen seiner Legionen willkommene Gelegenheit, auch nach dieser Seite hin die Gränzen des Reiches zu erweitern.

Da sandte denn August ein Heer unter seinem Stiefsohne Drusus gegen sie in's Feld. Am Südfusse der Alpen bei Trient kam es zum ersten blutigen Zusammenstosse mit den Bergvölkern, welche hier in einem grossen Heere vereinigt stunden, zu dem selbst vom Lech her Schaaren zur gemeinsamen Vertheidigung gestossen, und in welchem sogar Weiber, mit Streitäxten bewaffnet, kämpften. Die Rhäter unterlagen, und nun drang Drusus, ihre Pässe stürmend und ihre festen Burgen, in denen sie den Raub von Jahrhunderten geborgen, brechend, immer tiefer in's Land. Durch's Vintschgau hinabsteigend, überschreitet er die Eisak bei Botzen, dessen alter Name „pons Drusi“ noch den des Feldherrn bewahrte, und gelangt so zu den Breonen am Brenner und den nördlich angränzenden Genaunen im Innthale. Auch diese, „die wilden und behenden,“ wie Horaz sie nennt, werden nach verzweifelter Gegenwehr besiegt, und über den Brenner, wohl dem ältesten und gewöhnlichsten Uebergange des Gebirges, hinabgestiegen, rücken die Legionen immer weiter vorwärts in dem weiten Thale des Innstromes.

Während aber solches auf der östlichen Seite vorging, während Aller Augen auf den vom Süden her eindringenden Feind gerichtet waren, erschienen plötzlich vom Lech her in ihrem Rücken die Adler des Tiberius, des zweiten Stiefsohnes Augusts. Dieser war durch Gallien an den Rhein und an den acronischen (Boden-) See gerückt, hatte auf einer Insel desselben, der damals noch weit grösseren Reichenau, Schiffe gezimmert, die Uferorte der Vindeliker erobert — aus dieser Zeit dürften wohl die zerstörten Pfahlbauten herrühren — und selbst auf dem Rücken des Sees Gefechte mit ihnen bestanden. Vergebens widersetzte sich ihm dieses Volk, vergebens alle jene Rhäter, die vor Drusus Schaaren gegen Norden gewichen waren. Der Vindeliker Hauptburg Damasia — wohl Hohenems? — ward erstiegen und es kam zur letzten, zur Entscheidungsschlacht. Wo diese geschlagen wurde, hat uns Keiner der Alten aufbewahrt, das aber melden sie, wie mit so beispielloser Wuth gekämpft ward, dass selbst die Weiber, nachdem sie von ihren Rüstwagen herab alle Geschosse verbraucht, ihre Kinder tödteten und deren Leichen den Römern in's Antlitz schleuderten.

Im Sommer des Jahres 15 vor Christus war die Eroberung vollendet. Drusus zog nun entweder dem Innstrom entlang oder wahrscheinlicher auf der von den Römern schon damals angelegten Hauptstrasse durch die Pässe der Scharnitz und über Partenkirchen heraus in die Vorberge unseres Vaterlandes, wohl der erste Römer, dessen Blicke von den Höhen bei Ettal aus über die unermesslichen Waldebenen Bayerns schweiften und der die Sonne sich in den grossen Seebecken unseres Oberlandes spiegeln sah.

Schwer mussten die unterworfenen Völker die Hand des Siegers fühlen. Nur die nöthigsten Kräfte blieben zur Bestellung des Ackers

zurück; die kräftige, streitbare Jugend ward fortgeführt und in die römischen Legionen vertheilt. So geschah es, dass schon nach dreissig Jahren jene tapferen rhätischen und vindelikischen Kohorten in der Idistavisus-Schlacht im Kampfe gegen die Deutschen den wankenden Sieg wieder an Roms Adler fesselten.

Nach ihrer Weise hatten die Römer das eroberte Land in Provinzen abgetheilt, mit Heerstrassen durchzogen und mit Kastellen und Lagern bedeckt, auf deren Ueberresten sich viele der heutigen Süddonaustädte erhoben. In diese Pflanzstädte wurden Römer, meist Veteranen, übergesiedelt, das menschenleer gewordene flache Land aber allmählig wieder durch germanische Einwanderer von jenseits der Donau bevölkert. Auch der ganze Abschnitt des jetzigen deutschen Landes, von Kelheim an der Donau bis hinab über den untern Main wurde allmählig mit zum Reiche geschlagen, vollkommen zur Provinz gemacht und von spätern Imperatoren durch eine fortlaufende Gränzbefestigung gegen die jenseitigen Deutschen gedeckt. Ja so sicher fühlten sich deren Bewohner, dass sie es wagten, kaum eine Stunde diesseits des Gränzwalles prächtige Villen zu erbauen, um sich im fernen Barbarenlande in wehmüthiger Erinnerung ein schwaches Bild der heimischen Anlagen am Tiber oder an der wundervollen Bucht von Bajä herbeizuzaubern.*)

Von drei Hauptstrassen der Römer zogen sich aus Italien heraus in die neueroberten Provinzen die eine, westlichste, vom larischen See, dem Lago maggiore, über das altrhätische Clavenna und durch die schauerlichen Schluchten der via mala nach Chur und über die alten Tode, so lange noch lag die Hand der arianischen Barbaren nun doppelt schwer auf den Romanen des Donaulandes, zog Odovacer, nunmehr längst schon König Roms, über die Alpen heraus, Blutrache zu üben an Friedrich, den Neffen des Rugierkönigs, welcher seinen gleichnamigen Oheim, den Sohn König Fava's, vom Throne gestossen und erschlagen hatte. Der Mörder floh zu den Ostgothen, und als er bald darauf wiederkehrte, kam Aonulf, der Bruder Odovacers, nochmals ins Land der Rugier, machte deren Reich vollends ein Ende und führte Alle, die römischer Zunge waren, unter seinen schützenden Waffen nach Italien heim. Severin's Schüler zogen mit ihm und nahmen, dem Gebote des geliebten Lehrers folgend, seine sterblichen Reste mit hinüber, ihnen eine Stätte in Cucullanum bereitend, an derselben Stelle, wo sich heute die düstern Mauern des Castell Ovo bei Neapel erheben, und wo Odovacer dem letzten Römerkaiser Romulus Augustulus, seine Jugend grossmüthig schonend, ein Asyl angewiesen. Wegen der Sarazenengefahr wurden sie im Jahre 910 in die Stadt Neapel selbst übergetragen, wo sie bis auf diesen Tag, hochverehrt vom Volke, ruhen.

Hat der merkwürdige Mann auch nicht das Evangelium in unsern Gegenden zuerst gepredigt, da Chroniken und Legenden und selbst seine eigene Lebensbeschreibung vieler christlicher Priester und Bischöfe vor und mit ihm lebend, in den römischen Ländern diesseits der Alpen gedenken, so trägt er seines weitverbreiteten, segensvollen Wirkens wegen doch mit vollem Rechte den Ehrennamen des Apostels der Noriker, mit den ihn bewährte Autoren schmücken.*)

Das Bild, den Heiligen predigend im Kreise der Barbaren darstellend, ist von Frank gleich meisterhaft in Composition und Farbe in Fresko ausgeführt.

*) Der Westerhofer Fussboden, eine der schönsten Mosaiken diesseits der Alpen, wurde kaum eine Stunde vom Gränzwalle gefunden. Ihn bewahrt das National-Museum.

*) Wäre zu erweisen, was bisher zur grössten Wahrscheinlichkeit gebracht, dass nämlich die alten Markomannen die Stammväter der Bajuvaren sind, so hätte unser Volk bereits im Ausgange des IV. Jahrhunderts in Fridigild, der markomannischen Fürstentochter, die begeistert von der Lehre des Heilandes durch den heiligen Ambrosius die Taufe empfangen, die erste Christin zu verehren, welche diesen Glauben auch unter ihrem Volke verbreitete.



2. Der heilige Severin predigt um die Mitte des V. Jahrhunderts in Bayern das Christenthum.

Wie ein einsamer Stern zwischen den fliegenden Wolken des Nachthimmels erscheint um die Mitte des V. Jahrhunderts in den norischen Landen der heilige Severin. Damals gingen die Wogen der Völkerwanderung am höchsten, und um die wenigen römischen Städte und Kastelle, die vor Attilas verheerendem Orkan nicht in Trümmer gesunken waren, brandete die Fluth der barbarischen Völker der Thüringer und Alemannen, der Rugier, Heruler, Scyrer, Truzilinger und Anderer, sämmtliche entweder zu dem grossen suevischen oder gothischen Stamme gehörig. Von den Ihrigen in Italien abgeschnitten, war für die römischen Krieger nur zweifelhafte Sicherheit hinter den Mauern jener Burgen; wenige Schritte ausserhalb Sklaverei oder Tod. Hier harrten sie aus, ohne Sold, ohne Kunde aus der Heimat jenseits der Alpen, ihre Stärke nur in der altrömischen Disziplin, ihren Trost nur in der Kraft des Christenthums findend. Und mit dieser wundergleich wirkend, war der heilige Severin wie ein Bote des Himmels unter ihnen erschienen.

Die Legende, welche sein Schüler Eugippus uns überliefert, und deren Wahrheit noch keine Kritik zu entkräften vermochte, zeigt uns den Heiligen, aus dem nördlichen Afrika stammend, und vielleicht aus der Schule des grossen Bischofs Augustinus hervorgegangen, zuerst wirkend und lehrend an der untern Donau, in der Gegend von Favianis, dem heutigen Wien. Sein unerschütterlicher Glaubensmuth und seine Welterfahrung erwarben ihm das volle Vertrauen der Römer und der längst romanisirten Bewohner der römischen Provinzen, und selbst die Hochachtung ihrer barbarischen Feinde, der arianischen Fürsten der Deutschen. So tröstete er mit weisem Rathe und wunderbarer Weissagung den Rugenkönig Flaccitheus, als er, von den Gothen hart bedrängt, seine Zuflucht zu ihm nahm, so kam Gibbold, ein Alemannenfürst, zu ihm gen Batavis, dem heutigen Passau, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, und gewährte ihm die Freiheit der gefangenen Römer.

Auch Flaccitheus Sohn Fava ehrte ihn gleich einen Vater. Nicht so dessen Gemahlin Gisa. Als sie der Heilige einst um Freilassung einiger römischer Gefangener bat, rief sie ihm, von Zorn entbrannt, die Worte zu: „Bete in deiner Zelle, kecker Mönch, und lasse uns mit unsern Sklaven schalten nach eigenem Willen.“ In Demuth erwiderte Severin: „Ich vertraue auf die Macht unsers Heilands, der deinen bösen Willen wohl zu beugen vermag.“ Und noch an demselben Tage ging sein Wort in Erfüllung. Gisa hielt nämlich zur Verfertigung königlichen Schmuckes einige barbarische Goldschmiede in enger Haft. Nach der Kinder neugieriger Weise kam ihr kleiner Sohn Friedrich in deren Werkstätte. Da ergriffen Jene den Knaben, setzten ihm ein Schwert auf die Brust und schworen, sofern sie nicht ihre Freiheit erhielten, erst ihn und dann sich selbst zu tödten. Jammernd stürzte die Königin herbei und rief: „O Severin! rächt dein Gott so schwer die Schmach, die ich dir zugefügt?“ Eilends liess sie die gefangenen Römer frei, auch die Goldschmiede, und sandte Reiter zu dem Heiligen, um seine Verzeihung zu erflehen.

Die Gabe der Weissagung hatte ihm Gott in hohem Grade verliehen. Er sagte die Zerstörung der Stadt Batavis durch den Alemannenfürsten Chunimund voraus; er mahnte die Bewohner von Juvavia und den heiligen Maximus, den Abt des dortigen Klosters, zu eiliger Flucht vor den nahenden wilden Horden der Heruler, von denen ihrer Stadt der Untergang drohe. Sie missachteten seine Stimme, Maximus wollte sich nicht von der ihm anvertrauten Heerde trennen, und so ereilte alle das Verhängniss. Die stolze Juvavia sank in Trümmer und Asche, und Maximus fand mit allen seinen Mönchen den Martyrtod; sie wurden von den Felsen ihres Höhlenklosters herabgestürzt.

Als Severin in einsamer Hütte am Gestade der Donau dem Herrn diente, trat eines Tages eine Schaar Rugier und Scyren, die sich auf dem Zuge nach Italien befand, zu ihm, um seinen Segen bittend. Ein Jüngling, in schlechte Felle gekleidet, aber Alle überragend durch Körpergrösse und adlige Gestalt, war genöthigt, sich beim Eintritt über die niedere Schwelle tief zu bücken. Ihm rief der Heilige beim

Scheiden zu: „Ziehe hin nach Italien, mein Sohn, du wirst dort dein schlechtes Pelzgewand mit dem Purpur vertauschen und Vielen grosse Güter verleihen.“ Der Jüngling war Odovacer, der Zertrümmerer des römischen Westreiches, der, eingedenk dieser Worte, auch auf dem Throne in freundlichem Verkehr mit Severin blieb. Bemerkenswerth ist es, dass Odovacers Vater Eticho, sein Bruder Aonulf genannt wird, dass die Häupter der Scyren gleichfalls Eticho und Wulf heissen, und der erstere Name noch im frühen Mittelalter unter den Ahnherrn der Welfen erscheint.

Beinahe drei Jahrzehnte hindurch währte das segensreiche Wirken des Heiligen in den rhätisch norischen Landen, nur der Linderung des namenlosen Elends geweiht, unter dem die eingewanderten Römer wie die romanisirten Bewohner gleichmässig litten. Keine andere Waffe als das Kreuz in der Hand, keine andere Gewalt übend als den Donner oder den Honig des göttlichen Wortes, schritt Severin, ein leuchtendes Zeugniss für die unwiderstehliche Gewalt der Christenliebe, in dem allgemeinen Würgen unversehrt dahin durch Greuel und Zerstörung. Sein felsenfester Glaube an Gott, sein flammendes Gebet, seine liebevolle Tröstung, seine Voraussicht und Unerschrockenheit in den drohendsten Gefahren, sein Scharfblick und seine weisen Rathschläge, selbe abzuwenden oder ihnen kühn die Stirne zu bieten, und wohl auch jenes göttliche Geschenk der Weissagung gossen neubelebenden Muth in die Herzen der Zagenden und Verzweifelnden; retteten Tausenden Leben und Freiheit, verschafften ihnen Nahrung und Kleidung, sichere Zuflucht selbst in Mitte der Feinde und zügelten die Habgier der Barbarenfürsten. So erschien er den Römern als ein vom Himmel gesendeter Schutzengel, den Barbaren aber als ein heiliger, verehrungswürdiger Mann, vor dem ihr Trotz schwand und ihr Stolz sich in Demuth beugte.

Am 8. Januar des Jahres 482 gab der lebensmüde Greis seine Seele dem Herrn zurück. Sein Leib ward in dem von ihm vor allen geliebten Hauptkloster zu Favianis beigesetzt. Sechs Jahre nach Severins Römerstädte Bregenz und Kempten nach der Hauptkolonie Vindelikiens, der glänzenden Augusta. Die andere, welche wohl schon Drusus erbaut, führte durch die Scharnitz, einst scarantia genannt, und über Partanum, das heutige Partenkirchen, nach Schongau und dem Lech entlang ebenfalls nach Augsburg. Die dritte endlich zog im Osten von der Adria aus über die julischen Alpen durch das heutige Kärnthen und Steyermark heraus nach der bedeutenden Pflanzstadt Juvavia, dem heutigen Salzburg. Eine wichtige Verbindungsstrasse aber verband quer durch das bayerische Land die Städte Augsburg und Salzburg, setzte von da weiter an die Mündung der Enns nach der berühmten Kolonie Laureacum und zog die Donau abwärts in's Norikum und nach Pannonien. Aufwärts an diesem Strome berührte eine fünfte Hauptstrasse die Kastelle längs desselben, unter ihnen die castra Batava — Passau und Reginum — Regensburg und führte jenseits der Donau hinüber an die Ufer des oberen Neckars.

Auf jener Verbindungsstrasse zwischen Augsburg und Salzburg nun bezeichnen an dem rechten steilen Isarufer nahe bei Grünwald ober München noch die an dreissig Fuss hohen Ueberreste dreifacher Verschanzungen den Punkt, wo einst die Legionen den Fluss überschritten. Die Station hiess, nach den noch erhaltenen Wegkarten aus der Zeit des Kaisers Antonin: Bratananium. Wie oft mögen hier, während der beinahe fünf Jahrhunderte dauernden Herrschaft der Römer jene eisernen Krieger des Weltreiches von den Kämpfen gegen Alemannen und Franken am Rheine hinabgerückt sein, um ihre Waffen mit denen der Markomannen, Slaven und Gothen an der untern Donau zu messen, oder im fernen Oriente den Pfeilen der Parther zu begegnen! Wie mancher braune Sohn der afrikanischen Wüste, wie Mancher, dessen Väter einst den Meisterwerken eines Aeschylos und Sophokles Beifall geklatscht, mochte von hier trauernd und sehnsuchtvoll hinausblicken in das finstere nordische von Nebeln umhüllte Tannenmeer, und unter den blondhaarigen Barbaren vergebens die heimischen Töne erlauschen! Zeugen ja noch die aufgefundenen Weihaltäre Derer, die hier einst zu den Göttern ihres Vaterlandes beteten, oder die Denksteine Jener, die fern von demselben hier ihre Ruhstätte gefunden, dass fast jede Provinz des ungeheuren Reiches ihre Krieger auf unsern Boden sandte. Aber ein Band umschlang alle: Römer, römische Krieger waren alle, und dem Stolze auf diesen Namen, der selbst Barbarenkönige nach dem Titel eines Patrizius Romanus geizen liess, dankt nicht zum kleinsten Theile, das so oft von inneren Kämpfen zerrissene, von äussern Feinden unablässig angefallene Reich seinen dennoch so langen Bestand.

Das Bild, von Köckert gemalt, versetzt uns mit treuer Porträtähnlichkeit an die oben beschriebene Stelle und zeigt uns den Anblick, den selbe vor achtzehn Jahrhunderten mochte geboten haben.



3. Vermählung Teudelindens, der Tochter Garibalds I., mit Autharis, dem Langobarden-Könige, auf dem Sardisfelde bei Verona 589.

Von den tannendunkeln Firsten des Böhmerwaldes, der Sylva hercynia des Mittelalters, bis weit hinab über die sonnigen Südabhänge der Alpen, in die lachenden Thäler, wo Traube und Mandel reifen, erscheint um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das grosse Volk der Bajuvaren. Mit höchster Wahrscheinlichkeit sind sie derselbe grosse, ächtdeutsche Volksstamm, dessen tapferes Schwert sich so oft mit dem der Römer gekreuzt, und welchen deren Geschichtschreiber schon wenige Jahre nach Christi Geburt unter dem Namen der Markomannen kennen.

Nachdem sie ihr altes Stammland in Böhmen verlassen und erobernd die Donau überschritten hatten, breiteten sie sich als herrschendes Volk über die römischen Provinzen Vindelizien, Norikum und Rhätien aus. Ihr nördlicher Nachbar in dem von ihnen verlassenen weiten Thalkessel des Böhmerlandes war das mächtige, slavische Volk der Tschechen geworden, dessen ältere Geschichte, in fabelhaftes Dunkel gehüllt, reizende, fast orientalisch klingende Mährchen birgt. Neben diesem erstreckte sich bis zur Donau herab das nicht minder mächtige Reich der Thüringer. Südlich gränzte das stamm- und sprachverwandte Volk der Langobarden, das wenige Jahre nach dem Bekanntwerden der Bajuvarier, unter seinem Könige Alboin von seinen Wohnsitzen in Pannonien im Jahre 568 aufgebrochen, bald ganz Oberitalien eroberte, und auf jener Halbinsel ein Reich gründete, dessen Bestand dort zwei Jahrhunderte währte, dessen Name aber noch bis auf diesen Tag. Im Westen trennte der Lech Bajuvarien, in der ältesten deutschen Weise schon „Peigirolant" geheissen, von dem Volksstamme der Alemannen, in ihren östlichen Zweigen Schwaben genannt. Im Osten schied sie die Enns von den Avaren, die, ein wildes Räuber- und Nomadenvolk turkischer Abkunft, seit sie dieses Land von den Langobarden überkommen, stets plündernd und verwüstend über den Gränzstrom hereinbrachen.

Der erste König über Bajuvarien hiess Garibald und entstammte dem Geschlechte der Agilolfinger. Dieser besass neben andern Sprossen von seiner Gemahlin, der langobardischen Königstochter Wultotrade, eine Tochter, Namens Teudelinde, weitberühmt durch ihre Schönheit, Klugheit und Frömmigkeit. Nun begab es sich in derselben Zeit, dass der Langobardenkönig Alboin der Rache seines Weibes Rosamunde, der Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Hunimund erlag, welche er gezwungen, bei einem Hoffeste aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, und dass die Langobarden, müde der nach seinem Tode eingetretenen, jahrelang währenden königlosen Herrschaft unter ihren Herzogen endlich im Jahre 584 einen derselben, mit Namen Authari, den Sohn Kleph's, zu ihrem Könige wählten. Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung erschien eine Gesandtschaft vor Garibald, um die Hand Teudelindens für den neuen König werbend. Garibald sagte zu. Da ergriff den König das Verlangen, seine Braut selbst zu sehen. Begleitet von wenigen stattlichen Männern, deren Führer der Aelteste und Ehrwürdigste, zog er, seinen Rang verbergend, gen Bajuvarien. Als nun jener seine Werbung angebracht, trat Authari selbst hervor und sprach: „Mein Gebieter, der König, hat mich eigends hieher gesendet, damit ich eure Tochter, seine Braut und unsere künftige Herrin, sehe und ihn mit sicherer Kunde von ihrer Schönheit erfreue." Garibald liess Teudelinden rufen, und als Authari erst schweigend und betroffen ihre Holdseligkeit bewundert, sprach er weiter: Da uns die Schönheit deiner Tochter so hoch erfreut, und wir Alle sehen, dass sie würdig ist, unsere Königin zu werden, so möge deine Herrlichkeit gebieten, dass sie uns einen Becher Weines kredenze, was späterhin ihres Amtes sein wird." Teudelinde bot nun auf des Vaters Wink die Schale zuerst dem Sprecher der Gesandtschaft und dann dem Authari. Als dieser getrunken und die Schale zurückgab, berührte er, ohne dass es Jemand gewahrte, ihre Hand mit dem Finger und liess die seine leise über Stirn und Wange gleiten. Tief erröthend erzählte diess die Königstochter ihrer Amme. Die erfahrene Alte aber sprach: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, hätte er solches nimmermehr gewagt. Lass uns jedoch gegen Jedermann

hierüber schweigen, dass es dein Vater nicht erfährt. Wahrlich, er ist ein Mann deiner und des Thrones werth.“ Es stund aber Authari im jugendlichen Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelockten Haaren, blühendem und schönem Antlitz. Unter königlichem Geleite zogen die Fremden in ihre Heimath zurück. Nahe den Gränzen Italiens erhob sich Authari auf seinem Rosse, schlug mit aller Macht seine Streitaxt in einen nahe stehenden Baum, worin er sie stecken liess und sprengte mit den Worten: „Solche Hiebe führt Authari“ weiter in sein Land.

Als Garibald bald darauf schwer von den Franken bedrängt wurde, denen ein so enges Bündniss beider mächtiger Völker missfiel, floh Teudelinde mit ihrem Bruder Gunduald nach Italien, und liess ihrem Verlobten ihre Ankunft melden. Mit festlichem Gepränge holte er dieselbe zur Hochzeit ein, und traf sie auf dem Sardisfelde zwischen Verona und Trident auf dem rechten Ufer der Etsch, wo dann am fünfzehnten des Wonnemonats im Jahre 589 unter allgemeinem Jubel die Hochzeit gefeiert wurde.

Es war aber damals neben andern Grossen auch Agilulf, der Herzog von Taurinum (Turin) zum Feste anwesend. Als nun bei einem Gewitter, das sich erhoben hatte, unter gewaltigem Krachen der Blitz in einen Pfahl am Zelte des Königs schlug, flüsterte ihm einer seiner Sklaven, der sich auf teuflische Künste der Wahrsagung verstund, die Worte zu: „Dieses Weib, welches sich eben mit unserm Könige vermählte, wird in nicht ferner Zeit die Deine sein.“ Entrüstet droht ihm Agilulf mit augenblicklichem Tode, wenn er es wagte, noch ein solches Wort zu sprechen. „Du magst mich tödten Herr! aber gewiss bleibt es doch, dass sie nur desshalb in unser Land gekommen, um deine Gattin zu werden.“

Und so geschah es. Schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung raffte den jungen kräftigen König nach sechsjähriger Herrschaft der Tod hinweg. Durch Gift, so lässt der Chronist durchblicken, sei es von den Franken, sei es von einigen ihm feindlichen Grossen gemischt. Vorher noch trug er seine siegreichen Waffen bis an die Südspitze Italiens, und auf diesem Zuge, so meldet eine Sage, soll er bis zu einer Säule, im Meere bei Regium stehend, geritten sein, und mit seinem Sperre an selbe schlagend, ausgerufen haben: „Diese hier soll die Gränze des Langobarden-Reiches sein.“ So sehr aber hatte sich Teudelinde bereits die Liebe und Hochachtung des Volkes errungen, dass die Herzoge ihr aus freiem Antriebe die königliche Würde und Herrschaft liessen, und nur den Wunsch aussprachen, sie möge sich unter Allen den Mann wählen, den sie, kräftig und verständig, ihrer Hand würdig erachte. Und die Königin wählte wirklich den Agilulf, hielt aber ihre Wahl noch in ihrem Herzen verschlossen, und beschied denselben nur zu sich nach Laumellum. Als sie einige Worte mit ihm gewechselt, liess sie Wein bringen, trank und reichte die Schale dem Herzoge. Der verstund nicht, dass sie ihm Minne zutrinke, und wollte ihr voll Ehrerbietung knieend die Hand küssen. Die Königin jedoch sprach lächelnd und erröthend: „Nicht also, der Mann soll mir nicht die Hand küssen, der berechtigt ist, fürderhin einen Kuss auf meinen Mund zu drücken.“ So erhob sie ihn, dem freudig Erstaunten sein Glück verkündend. Nach abgelegtem Wittwenschleier erfolgte die feierliche Hochzeit und Thronbesteigung Agilulfs im Mai des Jahres 591 zu Mailand.

Lange lebte und wirkte die bajuvarische Königstochter zum Heile des Langobarden-Reiches. Sie war es, die ihren zweiten Gatten von der arianischen Ketzerei zum wahren Glauben führte und noch sind die Briefe erhalten, die ihr und dem Könige der grosse Papst Gregor I. desshalb gesendet. Ihr auch widmete derselbe mit der Zärtlichkeit eines geistlichen Vaters seine „Dialoge über das Leben und die Wunder der italienischen Väter.“ Aus seiner Hand endlich hatte sie als Weihgeschenk jene berühmte eiserne Krone der Lombarden empfangen, so genannt, weil der innere Reif derselben aus einem Nagel des heiligen Kreuzes gefertigt war. In Monza erbaute Teudelinde dem heil. Johannes dem Täufer eine Kirche und schmückte selbe neben vielen kostbaren Geräthen mit jener Krone. Auch den eigenen Stirnreif der schönen Königin bewahrt jene Kirche. Neben derselben liess sie sich einen Palast errichten und schmückte ihn mit Gemälden aus der langobardischen Geschichte.

Ihr zweiter Gemahl ging ihr nach vierundzwanzig glücklich verlebten Jahren im Tode voran, und noch zehn Jahre regierte ihr Sohn Adaloald unter ihrer Vormundschaft, bis auch sie selbst im Jahre 625 aus diesem Leben schied. Monza birgt ihre Asche und bis zum Untergange des Reiches bewahrte ihr das Volk der Langobarden eine dankbare Erinnerung. Der gefeiertste Schriftsteller dieses Volkes, der Diakon Paulus, Warnefrid's Sohn, der Freund des grossen Karl, hat die Geschichte ihres Lebens und ihrer Schicksale mit der liebevollsten Zartheit in seinen Annalen aufgezeichnet.

Den Empfang seiner Braut durch Autharis auf dem Sardisfelde bei Verona hat Kökert, in treuem Festhalten der von Paulus uns überlieferten Einzelnheiten, zu einem glanzvollen Freskobilde gestaltet.



IV. Herzog Tassilo II. gründet Herrnchiemsee als gelehrte Schule 782.

Eine weitgedehnte Wasserfläche breitet sich, am nördlichen Fusse der Voralpen, der Chiemsee aus. Im Süden umgürtet ihn ein Kranz schöngeschwungener Berge, zum Theile von dunklen Waldflächen bedeckt, mit denen das freundliche Grün üppiger Almen, dem Auge wohlthuend, wechselt; nordwärts beginnt die grosse bayerische Hochebene, so weit das Auge reicht von einem Meere wogender Aehren überfluthet. Zwei romantisch gelegene Inseln tauchen aus den Wassern des schönen See's empor. Die grössere, im Umfange einer Meile, zeigt Höhen und Niederungen, jene mit wildreichen Wäldern, diese mit Wiesen und Saatfeldern bedeckt. Schon im fernsten Alterthume, als, von den Pfahlbauten der schilfbewachsenen Ufer abstossend, der kunstlose Einbaum des Urbewohners die Wellen durchschnitt, mögen jene Haine die Stätten seiner einfachen Götterverehrung beschattet haben. In das volle Licht der Geschichte treten die Inseln erst mit dem achten Jahrhundert nach Christus unter den letzten Agilolfingern, Odilo und seinem unglücklichen Sohne Tassilo II. Dobda, der irische Wanderbischof, soll schon unter Odilo auf der Herrninsel gelehrt und ein Klösterlein gestiftet haben. Der letzte Agilolfinger aber gründete hier unter dem ersten Abte Lupus ein Benediktinerkloster, dessen Schule hochberühmt wurde, und welcher die Söhne der Edlen des Landes von nah und fern zuströmten. Er schenkte die Insel und reiches Gut in den umliegenden Gauen. Die Karolinger mehrten dasselbe, gaben jedoch das reiche Stift erst an Metz dann an Salzburg, dessen Erzbischof Eberhardt es 1215 in ein bis zur Säcularisirung blühendes Bisthum verwandelte.

Zu noch grösserem Ansehen gelangte das gleichfalls von Tassilo gestiftete Kloster Frauenwörth desselben Ordens auf der kleineren Insel. Dort gebot Ludwig des Frommen Tochter Irmgart als Abtissin, dahin ward Kaiser Arnulfs nahe Verwandte Hildegard verbannt und in ihren Mauern nahm Gerbirg, die Schwester Kaiser Heinrich II., den Schleier. Die edelsten Töchter Süddeutschlands legten hier ihre Gelübde ab, und noch in spätern Jahrhunderten besassen die Abtissinnen des kaiserlichen Stiftes das Recht, bei ihrer Wahl eine Krone zu tragen. Der Strudel der Neuerung riss auch diese Stätte der Andacht am Anfange des Jahrhunderts mit hinweg. König Ludwig I. erneute das uralte Stift und wieder begrüssen die einsamen Schiffer, deren Kahn in lauer Mondnacht den silbernen Spiegel des See's durchfurcht, die andachtvollen Töne der mitternächtigen Horen aus den Kehlen jungfräulicher Gottesbräute.

Frank hat das schöne Bild von der Gründung des Klosters gemalt und besonders die reizenden Südufer des Seees und die Köpfe der edlen Frauen mit einer in Fresco wohl selten errreichten Klarheit und Durchsichtigkeit der Farbe dargestellt.



Die Luitpoldinger.

5. Tod des Markgrafen Luitpold in der Schlacht gegen die Ungarn 907.

Durch die Avarensiege Karl des Grossen war Deutschland auf seinen Ostgränzen gesichert, und deutscher Kultur weit hinab in die grossen Ebenen an der untern Donau der Weg geöffnet worden. All' diesen frisch aufkeimenden Wohlstand vernichtete der am Ende des neunten Jahrhunderts über die Karpathen herüberbrechende und alles vor sich niederwerfende Völkerstrom des wilden Reitervolkes der Ungarn oder Magyaren. Als sie sich in der grossen, noch heute nach ihnen benannten Ebene festgesetzt, folgten sich ihre ununterbrochenen Raubzüge von Jahr zu Jahr in die angrenzenden slavischen, deutschen und italienischen Länder. Die trefflichsten Reiter, unwiderstehlich im Angriffe, unablässig in der Verfolgung, unerreichbar in der Flucht, allenthalben nutzlos sengend und brennend, mordeten sie die Männer und schleppten Greise, Kinder und Weiber, die sie mit ihren eigenen Zöpfen banden, in die härteste Sklaverei So flog panischer Schrecken vor ihren windschnellen Rossen einher und trotz der grössten Tapferkeit, mit der die Deutschen gegen sie fochten und ihr Leben opferten, fürchteten sie diese neuen Feinde doch gleich den Geistern des Abgrunds, denen nicht zu entrinnen möglich.

Nahe bei Lorch erhob sich an den Ufern der Enns zum Schutze der Gränze die starke Ennsburg. Unter ihren Mauern sammelte sich im Sommer des Jahres 907 der Heerbann der Bayern zum Zuge gegen die Ungarn; dorthin kam auch der vierzehnjährige deutsche König Ludwig. Am 17. Juli brach das Heer über den Gränzstrom. Markgraf Luitpold, der Urenkel des schon unter dem grossen Karl auftretenden ersten Luitpolds, des sichern Stammvaters der Wittelsbacher, führte den grössern Theil am nördlichen Donauufer. Erzbischof Ditmar von Salzburg mit den Bischöfen von Freising und Seben den kleineren am südlichen. Graf Sighart von Sempt folgte mit den Schiffen. Bis zur Marchmündung wichen die Feinde fechtend zurück. Dort kam es endlich am 8. August nahe dem Bergschlosse Dievin (Theben) zur Schlacht. Am ersten Tage ohne Entscheidung. Am folgenden Tage erneuten die Ungarn das Gefecht. Die nach verstelltem Rückzuge stets wiederholten kurzen und wilden Angriffe ihrer behenden Reiter ermüdeten bei der drückenden Hitze des Tages die schwergerüsteten, unbehilflichen Deutschen, die endlich gegen Abend wichen und sich über die Donau nach Haimburg zurückzogen. In der Nacht aber nahmen die Ungarn die Schiffe weg, setzten über den Strom und stunden zum Entsetzen der Deutschen am Morgen des 10. August vor ihrem Lager. Sie erstürmten es nach verzweiflungsvoller Gegenwehr. Markgraf Luitpold, der Erzbischof, die beiden Bischöfe, drei Aebte, neunzehn Grafen, ein grosser Theil des bayerischen Adels und zahllose gemeine Krieger lagen todt auf der Wahlstatt. Entsetzt floh der junge König mit den Trümmern des Heeres über den Inn zurück. Aber ganz Bayern bis zum Lech hin erfuhr die erbarmungslose Rache der Sieger. Fast alle blühenden Klosterstiftungen der Agilolfinger und Karolinger, unzählige Kirchen und Kapellen loderten damals in Flammen auf. Vier Jahre später brach der Gram über all das Elend seines Reiches dem achtzehnjährigen Könige das Herz, mit ihm ward der Letzte der deutschen Karolinger zu Regensburg in die Gruft seines Hauses gesenkt.

Rögge hat das frische und lebensvolle Bild gemalt.



6. Vergleich Herzog Arnulfs mit König Heinrich I. vor Regensburg 920.

Das Reich, welches einst Karl des Grossen Macht aufgerichtet, das sich unter seinen Nachkommen bald naturgemäss getrennt, bald, unnatürlich wieder zusammengefügt, noch ein Jahrhundert lang erhalten, drohte 911 nach dem Tode des letzten seines Stammes in Deutschland wieder ganz zu zerfallen. Wohl mochte durch die lange Vereinigung, welche schon die Merowinger Könige angebahnt, das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller Stämme deutscher Zunge erwacht sein, und einen Beweis hiefür gibt, dass gerade die Sachsen und Franken, die alten Erbfeinde, sich zuerst zu diesem Nationalgefühl zu erheben vermochten. Ruft doch Wittekind von Corvey freudig aus: „wie Brüder, wie ein Volk stünden Jene jetzt zusammen, die sich einst blutig bekämpft, das hatte der Geist Karl's durch den christlichen Glauben bewirkt." Dennoch wäre vielleicht das Reich zerfallen, wenn nicht die Noth von Aussen durch Burgunder, Westfranken und Ungarn, die Bemühungen der geistlichen Fürsten, besonders des, durch Lied und Sage schwer verunglimpften Erzbischofs Hatto von Mainz, unterstützt; und die Stammesherzoge der Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben in den ersten Tagen des Novembers 911 zu einer neuen Königswahl in Forchheim zu vereinigen gewusst hätten. Der greise Otto von Sachsen, auf den zuerst ihre Wahl gefallen, trat gerne zu Gunsten Konrads, des Frankenherzogs zurück, auf den sich nun, seiner Tüchtigkeit und wohl auch seiner fränkischen Abstammung wegen, alle Stimmen vereinigten, und der dann als erster Wahlkönig der Deutschen gesalbt und gekrönt wurde.

Schwaben und Bayern, Franken und Sachsen waren die Hauptvölker, in welche das ganze deutsche Gebiet zerfiel. Die Völker am Niederrhein und in den Ardennen, die Lothringer, als das fünfte, brachte erst Konrads Nachfolger dauernd zum Reiche. Von jenen war jeder Stamm mächtig genug, für sich ein tüchtiges, lebensfähiges Reich zu bilden, und dass es so gewesen, ehe des gewaltigen Karls Eisenfaust sie alle den Franken unterwürfig gemacht, und in ein Reich zusammengeschweisst, konnten weder sie noch ihre Stammesherzoge vergessen. Statt diese aber durch kluge Nachgiebigkeit zu versöhnen, wollte Konrad, aufgereizt von den geistlichen Grossen, welche in ihrem Besitzthum allerdings durch die Herzoge beeinträchtigt waren, die Macht des Königs nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach üben. Die Herzoge aber hatten keinen König gekürt, um sich ihre bisher erworbenen Rechte verkümmern zu lassen; die Kraft des Reiches gegen den äussern Feind zusammenzuhalten und zu führen, das mochte ihnen als die vorzüglichste, ja, nach uraltem deutschen Begriff als die einzige Aufgabe ihres Wahlkönigs erscheinen. Als aber Konrad fortfuhr, dem Selbstbestimmungsrechte der Stämme immer engere Grenzen zu ziehen und die Eigenart derselben immer mehr missachtete, als er in einem unglücklichen Kriege gegen Lothringen sein Ansehen geschwächt, in wenig ehrenhaften Intriken gegen den Sohn und Nachfolger Otto's, den trefflichen Heinrich, seinen Ruf befleckt, und durch den blutigen Vertragsbruch gegen die ersten schwäbischen Grossen, die er in ihrem eigenen Lande hinrichten liess, Alle gegen sich erbittert hatte, konnte der früher so milde und leutselige Fürst seine Herrschaft nur mehr durch die äusserste Gewalt festhalten.

Darum entbrannte denn auch im Jahre 914 ein blutiger Kampf gegen Bayern; entzündet von dem energischen Bischofe Salomon von Konstanz, und genährt von Arnulfs Feinden im Lande selbst, besonders von der Geistlichkeit, die ihn in ihren Chroniken den Bösen nannte, weil er ihre Einkünfte beschränkte, und manches listig oder übel erworbene Gut der Kirche einzog und seinen Kampfgenossen aus den Ungarnkriegen zuwandte. Konrad fiel über Forchheim in das Land, nahm dessen Hauptstadt Regensburg nach tapferer Gegenwehr und ernannte seinen eigenen Bruder Eberhard zum Herzoge Bayerns. Der vertriebene Arnulf floh in die Ostmark, und fand dort mit Weib und Kind bei dem im Nibelungenliede so glorreich geschilderten Markgrafen Rüdiger von Pechelarn gastliche Aufnahme. Zu Regensburg aber erklärte der König des erlauchten Luitpold Sohn in die Reichsacht und seine Feinde, die Bischöfe verdammten ihn „zum Pfuhle der Hölle, wo er unerlösbar gleich Judas dem Verräther, mit den Geistern des Ab-

grundes ewige Pein leiden solle". Dieses christliche Urtheil liessen die dankbaren Mönche von Scheyern in ihrer Chronik gleich bei Lebzeiten an ihm vollziehen. Seine Seele, so meldet nämlich diese Chronik, sei vor aller Augen vom Bösen entführt, und in den Teich neben ihrem Kloster — der Stiftung seiner Ahnen — gestürzt worden.

Arnulf harrte der bessern Zeit. Und sie kam. Es war endlich ein wahres Glück für Deutschland zu nennen, als den König im Jahre 918 der Tod abrief, nachdem er noch, da er sein Ende sich nahen fühlte, durch die Bezeichnung seines Gegners Heinrich von Sachsen ein verfehltes Leben in edelster Weise gesühnt hatte.

Was Eberhard, der Bruder des Verstorbenen gelobt, erfüllte er treulich und überbrachte Heinrich, den er der Sage nach, am Vogelherde bei Quedlinburg gefunden, Mantel, Schwert und Krone der deutschen Könige. Sachsen und Franken fielen ihm jubelnd zu, und erhoben ihn zu Fritzlar am 14. April des Jahres 919 auf den Heerschild. Die Salbung des Mainzer Erzbischofs lehnte er ab. „Ich will ein König sein, gewählt mit Gottes Gnade von den deutschen Fürsten, das heilige Oel sei einem Besseren vorbehalten, ich bin so grosser Ehre nicht würdig" Damit bezeichnete er deutlich seinen Standpunkt den Bischöfen gegenüber, die es ihm lange nicht vergessen konnten, dass er nicht aus ihrer Hand die Zeichen seiner Würde hatte empfangen wollen.

Heinrich ging klügere und bessere Wege als sein Vorfahrer im Reiche. Nicht durch Unterwerfung der andern Stämme unter seine Sachsen wollte er seine Herrschaft begründen. Nein, jeder Stamm ordne für sich seine Angelegenheiten nach uralt eigener Weise. Sein Herzog führe ihn im Krieg und Frieden, pflege des Rechtes im Lande, schirme die Kirche, die Armen und Bedrängten, schütze die Gränzen und führe das Heer gegen eindringende Feinde; ihm seien die Grossen zu Heeresfolge und Gehorsam verpflichtet. Ueber allem Volke und allen Landen des Reiches solle aber der König walten, er sei der höchste Richter und Heerführer, er der Kirche oberster Schirmherr. So war das Reich gefestet, ein Bund deutscher Stämme unter ihrem gewählten Könige. Und wäre es so geblieben, welche Ströme Blutes wären erspart worden, in welch' ungeahnter Herrlichkeit und Machtfülle würde sich Deutschland als Herrin Europas entfaltet haben!

Waren nun auch Sachsen und Franken, der deutsche Norden, geeinigt, der Süden, Schwaben und Bayern, stunden grollend zur Seite, vor allen Arnulf, der Bayernfürst. Sie zu gewinnen war jetzt Heinrichs erste Sorge. Bald gelang es mit dem Schwabenherzoge Burchardt. Noch im Jahre seiner Wahl zog der König mit Heeresmacht gegen Schwaben, und Burchardt, der sich unter den Grossen, und besonders unter den Geistlichen, die er schwer bedrückt, viele Feinde gemacht hatte, und desshalb nicht recht sicher fühlte, unterwarf sich Heinrich, der ihm dagegen die Fortdauer seiner vollen Gewalt in Schwaben und dem damit verbundenen Elsass gewährte.

Nun wandte sich Heinrich nach Bayern. Hier gebot Arnulf, der gleich nach Konrads Tod in Begleitung des treuen Rüdiger zurückgekehrt war, bereits seit Jahresfrist wieder unbeirrt in voller Herrschaft. War ihm auch der Klerus abgeneigt, Adel und Volk liebten den thatkräftigen Herrn und hielten fest zu ihm. „Warum dringt dieser Heinrich in unser Land, dessen Väter hier nie einen Fuss breit das Ihre genannt? Warum sollte nicht unser glorreicher Herzog, der selbst von Kaisern und Königen stammt, und so viele Siege erfochten hat, so gut die Königskrone auf sein Haupt setzen, wie jener Sachse?" So hiess es aller Orten im Lande, und ein zahlreiches Heer sammelte sich um Arnulf, der seine Hauptstadt Regensburg mit Mauern und Thürmen umgürtet hatte, und dort des Gegners harrte. Heinrich zog mit seinen Schaaren heran, seine Kraft aber brach sich an der starken Feste; er wich. Nun rückte Arnulf aus der Stadt hervor, ordnete die Seinen in Schlachtreihen, und rüstete zum Entscheidungskampfe. Da traten des Königs Boten vor ihn und verlangten, dass er mit diesem im Angesichte beider Heere zusammentreffen möchte. Arnulf, die Absicht eines Zweikampfes vermuthend, erscheint in voller Rüstung. Ihm entgegen tritt unbewehrt der König. Die Kraft und Weisheit seiner Worte, deren Inhalt wohl die beredte Schilderung sein mochte, wie Gefahr und selbst Untergang das Reich bedrohe, wenn die mächtigen und beutegierigen Feinde im Osten und Westen Zeugen ihres blutigen Kampfes würden, wie hingegen Glanz, Glück und Wohlfahrt des Ganzen auch in vollem Masse sein Land überstrahlten, wenn er ihn, den Erwählten des Herrn, als seinen König anerkenne, hatten Arnulf überzeugt und sein edles Herz gerührt. Als ihm nun Heinrich noch neben der unbeschränkten Ausübung aller Herzogsrechte, das königliche Vorrecht gewährte, selbst die Bischöfe seines Landes zu ernennen, und dafür nur seine Anerkennung und die Heeresfolge heischte, da gaben sich beide Fürsten vor den jubelnden Heeren den Handschlag des Friedens und den Versöhnungskuss und der erste Heinrich war nun unbestritten König der Deutschen. So rettete vernünftige Nachgiebigkeit von beiden Seiten das Reich, der Platz aber, wo diese segensreiche Versöhnung stattgefunden, wird von den Forschern als derjenige bezeichnet, der sich ausserhalb der Mauern von Regensburg zwischen dem nun zerschossenen St. Emmeramer- und dem jetzigen Maximilians-Thor ausbreitet.

Möge uns hier ein kleiner politischer Excurs gestattet werden, welcher nicht ganz am unrechten Platze sein dürfte. Jahrhunderte lang hat die Führerschaft des deutschen Volkes unter den verschiedensten Geschlechtern gewechselt. Karolinger, Ottonen und Salier, Hohenstaufen,

Luxemburger und Wittelsbacher haben sie mit Ruhm besessen, und seit vier Jahrhunderten lag sie in den Händen der Habsburger, so dass man sich allmählig gewöhnte, sie als ein Erbgut dieses Hauses anzusehen, und kaiserlich und österreichisch gleichbedeutend zu nehmen. Aber keinem von all diesen Geschlechtern fiel es bei, ein Grosssachsen oder Grossfranken, oder Grossschwaben oder Grossbayern oder selbst ein Grossösterreich gründen und Deutschland gleichsam in eine Domäne ihres Hauses verwandeln zu wollen. Jetzt besitzen die Hohenzollern diese Führerschaft, sie haben sie mit den Waffen des Geistes und der Faust erkämpft, darum gebührt sie ihnen und jeder patriotische Deutsche wird sich ihr gerne fügen.

Neben dem deutschen nationalen Gefühle besteht aber noch ein Jahrtausend altes Stammesbewusstsein, das jedoch entfernt nicht mit dem uns von jeher so verderblichen, vaterlandsmörderischen Partikularismus verwechselt werden darf; ein Stammesbewusstsein, das sich dem kräftigen Führer willig unterordnet sich aber hartnäckig dagegen sträubt, ihm seine Eigenthümlichkeit zu opfern und etwa in einem grosspreussischen Einheitsstaate aufzugehen. Wenn dieses Experiment der Unifizirung bisher bei den alten Westfalen und den niederrheinischen Franken gelang, so vergesse man nicht, dass diese Kernvölker seit Jahrhunderten in eine Menge von Gebieten zersplittert waren, und das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit verloren hatten. Ob es bei den compakt gebliebenen Transalbingiern, bei den knorrigen alten Katten trotz ihrer langen Missregierung und vollends bei dem zähen Stamme der Engern und Ostfalen die Probe hält, muss sich noch zeigen. Seine Durchführung in dem niemals geschlossen gewesenen Thüringen mag gelingen, wird aber selbst bei den gefügigen Obersachsen noch gar manchen Widerstand erfahren. Südlich der uralten Gränzscheide des hercynischen Waldes stösst es aber auf einen anderen Boden. Da sind die compakt geschlossenen Stämme der Bayern, Franken und Schwaben. Man wird ihr Land erobern, man wird sie unterjochen, selbst mit Gewalt einfügen können. Das mag das wechselnde Kriegsglück über sie verhängen. Aber auf die Dauer behaupten, unifiziren wird man sie niemals. Die zähe Stahlfeder der Eigenart eines Stammes, die sich nun seit mehr denn tausend Jahren so charakteristisch und scharf ausgeprägt hat, kann zwar eine Zeit lang niedergedrückt werden, wenn aber, was naturnothwendig einmal eintreten muss, dieser Druck sich mindert oder aufhört, in Zeiten der Krisis, wird sie nur um so energischer wieder emporschnellen. Bayern war Jahre lang von den Habsburgern besetzt, das Volk grausam misshandelt, sein Fürstenhaus geächtet und im Elend, und heute sehen wir das Land und seine Dynastie wieder achtunggebietend und bereit, ihr uraltes Recht zu verfechten. Das Werk, das selbst, nachdem dessen Schöpfer, der grosse Karl, die Augen geschlossen, wieder in seine organischen Theile zerfiel, wer will es jetzt mit starker Faust zusammenschmieden? Darum der Wahlspruch Preussens „suum cuique“ auch für die andern: Willige Unterordnung zum Heile aller deutschen Stämme, aber keine Unterwerfung unter einen derselben.

Das Bild ist kräftig und mit genauer Abbildung der alten Stadt von Rögge in Fresco gemalt.



7. Sieg Herzog Berthold I. über die Ungarn auf der Walser-Haide 943.

Mit Herzog Arnulfs Tode im Jahre 937 endete der Friede mit den Ungarn, welche sein Schwert gefürchtet und sich von Bayerns Gränzen fern gehalten hatten. Verheerend brachen sie wieder über die Enns herein und drangen weiter denn je, bei Worms den Rhein überschreitend durch ganz Franzien, bis ihnen der Ocean ein Ziel setzte. Durch Burgund und Italien wandte sich der Raubzug zur Heimath zurück. König Otto I., der Sohn und Nachfolger Heinrichs hatte, in der wohlberechneten Absicht, die Herzogswürde als ein von ihm zu übertragendes Amt und nicht als ein ererbtes Gut geltend zu machen, den ältesten Sohn Arnulfs, Eberhardt, der sich derselben bemächtigt hatte, vertrieben, und Berthold, dem Bruder des Verstorbenen, welcher bereits Kärnthen besass, auch Bayern verliehen. Kraftvoll schirmte dieser die Gränzen des Reichs und so gewann denn auch sein Name hohen Glanz unter allen Zeitgenossen durch den glorreichen Sieg, welcher der Macht jener allgemein gefürchteten Ungarn in den bayerischen Gauen den ersten empfindlichen Stoss versetzte.

Im Jahre 942 oder 943 — es schwanken hierüber die Nachrichten — war das wilde Räubervolk abermals in die Ostmarken eingebrochen und überfluthete den Traungau bis an den Inn herauf. Berthold eilte mit dem Heerbanne zu Hilfe und traf am Tage des heiligen Laurentius auf die Ungarn, welche am Ufer des Traunflusses auf der Haide gelagert waren, die sich südlich dem alten römischen Ovilabis, dem heutigen Wels, von dem sie auch den Namen führt, ausbreitet. Ohne Säumen brach er über die Feinde herein. Durch die stets wiederholten Kämpfe hatten sich die Deutschen an die Kampfesart ihrer Gegner gewöhnt und fochten in gleicher Weise. So geschah es denn, dass Berthold, den Ungarn, sie umschliessend und von ihrem Rückzugswege abschneidend, eine so gewaltige Niederlage beibrachte, dass die Meisten derselben das Schlachtfeld mit ihren Leichen deckten und nur Wenige entrannen, um das Unglück in ihrer Heimath zu verkünden.

Schwörer hat mit markigem Pinsel und vorzüglicher Färbung das Bild dieses Sieges gemalt.



8. Pfalzgraf Arnulf fällt vor Regensburg im Kampfe für sein Recht als Stammesherzog in Bayern 954.

Um die Macht seines Hauses auch im Süden Deutschlands zu befestigen, hatte König Otto I. nach Bertholds Tode 947 seinen eigenen Bruder Heinrich, obgleich ihm derselbe mehrfach nach dem Leben gestrebt, zum Herzoge in Bayern eingesetzt. Das weckte tiefe Feindschaft in den abermals ungerecht zurückgesetzten Söhnen Arnulfs, deren ältester, gleichfalls Arnulf genannt, die Pfalzgrafen-Würde in Bayern begleitete. Als sich nun Ludolf, der eigene Sohn des Königs, dem dieser das Herzogthum Schwaben verliehen, mit mehreren Grossen worunter der Erzbischof von Mainz, gegen Otto empörte, traten auch die Söhne des ersten Arnulfs heimlich dem Bunde bei. Herzog Heinrich zog seinem Bruder zu Hilfe nach Mainz und hatte kaum das Land verlassen, als Arnulf in Regensburg erschien, frohlockend von den treuen Bayern als ihr angestammter Herzog begrüsst. Ludolf kam ebendahin und jene Bayern, welche mit dem aufgedrungenen Heinrich nach Mainz gezogen waren, verliessen sein Heer und kehrten, ihrem rechtmässigen Herzoge zu Hilfe eilend, in ihr Vaterland zurück. Die gefundenen Schätze vertheilte dieser grossmüthig unter seine Krieger. Judith aber, Heinrichs Gemahlin, die eigene Schwester, ward des Landes verwiesen. Da hob der König schnell die Belagerung von Mainz auf und wandte sich nach Regensburg. Der Tapferkeit der Bayern gelang es, drei Monate lang den Waffen des Königs zu widerstehen, der endlich gegen Ende des Jahres 953 von der Stadt abliess und sich nach Sachsen zurückzog. Eine abermalige harte Belagerung im Frühjahre 954 unterbrach den Versuch eines Vergleiches zu Cinna bei Magdeburg. Die meisten Grossen unterwarfen sich; Ludolf jedoch wich ohne Sühne nach Regensburg.

Nun hatte Otto freie Hand gewonnen und rückte zum drittenmale mit aller Macht zur Entscheidung heran. Bald wüthete der Hunger in der eng umschlossenen, hart bedrängten Stadt. Mehrere Ausfälle wurden zurückgeschlagen, das Schlachtvieh fiel in die Hände der Feinde. Ein erneuter Vermittlungsvorschlag Ludolfs misslang, weil der erbitterte Vater unbedingte Unterwerfung forderte. Da sollte endlich ein letzter Kampf ihrer Aller Schicksal entscheiden. Er ward an einem heissen Sommertage gekämpft. Um die dritte Stunde Nachmittags brachen Arnulf und Ludolf zum Osterthore heraus. Ihnen stund Gero, der Graf der Brandenburger Mark, der berühmteste Krieger des Königs gegenüber. Mit verzweifeltem Muthe währte der Streit, bis die einbrechende Nacht die Erde deckte. Ludolf kehrte zurück, Arnulf schlief, von Pfeilen durchbohrt, den letzten langen Schlaf auf dem Wahlfelde. Ein armes Weib, vom Hunger aus der Stadt getrieben, erkannte erst nach zwei Tagen unter einem Haufen Erschlagener die Leiche des unglücklichen Herzogssohnes. So hatte der dritte Stammvater des Hauses Scheyern sein Erbrecht auf das Herzogthum verfochten und mit dem Tode besiegelt. Ludolf floh und erflehte später, sich in Bettlerkleidern seinem Vater zu Füssen werfend, dessen Verzeihung. Die Söhne Arnulfs wurden auf ihre Stammgüter verbannt, und der König durfte glauben, die Treue des Volkes an sein uraltes Herrscherhaus verlöscht, sein Stammesgefühl gebrochen zu haben. Als aber nach mehr denn zwei Jahrhunderten, in denen fremde Geschlechter über Bayern geboten, und der Stamm der sächsischen Könige längst erstorben war, einer unserer glanzvollsten Kaiser einen Enkel des Hauses auf den Thron seiner Väter setzte, da erwachten jene Gefühle mit erneuter Kraft und jubelnd begrüsste Bayern wieder den ersten Wittelsbacher auf seinem Herzogsthrone.

Auch dieses schön und kräftig ausgeführte Bild ist von der Hand Schwörers gemalt.



9. Graf Ekkehart von Scheyern unternimmt mit mehreren Bischöfen und vielem Volke einen bewaffneten Pilgerzug in das gelobte Land 1064.

Durch das kräftige Aufblühen der Hochstifte und Klöster und durch die über Italien vermittelte Kenntniss des Orients erwachte unter den Christen des Abendlandes die Sehnsucht, jene heiligen Stätten zu betreten, wo der göttliche Stifter unseres Glaubens im Leben gewandelt, wo er sich für unsere Sünden am Kreuzesstamme selbst geopfert hatte. Dort, so erscholl es von den Kanzeln, werde die Seele von ihrer Krankheit genesen und noch vor dem nahen Untergange der sündigen Welt sich das künftige Heil erwerben. Da beschlossen im Herbste des Jahres 1064 Erzbischof Sigfried von Mainz, die Bischöfe Wilhelm von Utrecht, der männlich schöne Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, die Grafen Ekkehart von Scheyern, Friedrich von Diessen und Ortulph von Hoheneck nebst siebentausend christlichen Herren und Knechten eine Pilgerfahrt in das heilige Land. Der Zug ging die Donau hinab nach Konstantinopel. Allenthalben strömte das Volk zusammen, um so berühmte Fürsten zu sehen und das Auge an dem glänzenden Anblick zu weiden. Als sie aber die, bereits von den wilden Stämmen der Seldschucken durchstreiften Landschaften Kleinasiens betraten und nach Syrien kamen, weckten ihre reichen Trachten und ihr zahlloses Gepäck die Raubgier jener Horden. Noch waren sie glücklich bis in die Nähe Jerusalems gekommen, als am Charfreitage des Jahres 1065 bei Ramla der Vortrab des Zuges unter Bischof Wilhelm von Utrecht angegriffen wurde. Er erlag und unter den nackten Leichen ward der Bischof, schwer verwundet, hervorgezogen. Ein neuer Anprall erfolgte, vor dem sich die Pilger kämpfend in ein nahegelegenes, halbverfallenes Kastell zurückzogen. Hier gingen die Osterfeiertage unter ununterbrochenen Angriffen vorüber. Nun aber lähmte der Hunger die Kraft ihrer Arme, und der Vorschlag eines Priesters, mit den Gegnern zu unterhandeln, denen ja nur nach ihrer Habe und nicht nach ihrem Leben gelüste, fand williges Gehör. Der arabische Scheich eilte sogleich herbei, wies den grossen Haufen zurück, betrat nur mit Einigen der Vornehmsten den Hof und liess den Haupteingang von seinem Sohne besetzen. Gegen freien Abzug ward ihm die ganze Beute angeboten. Aber erbittert durch den erlittenen Verlust erklärte er, dass er auch ihre Leiber verzehren und ihr Blut trinken wolle; riss das Tuch von seinem Turban und warf es als eine Schlinge um den Hals des Bischofs Günther. Dieser aber, erbittert ob solcher Schmach, schlug ihn mit einem Faustschlage zu Boden. Der Muth der Christen war aufs Neue belebt, alle Eingedrungenen wurden niedergeworfen und geknebelt, die Wache am Thore getödtet oder in die Flucht getrieben. Die entfernten Feinde stürzten nun, im Wahne, man habe ihren Fürsten gemordet, wuthentbrannt zur Rache herbei. Da stellten die Christen, rasch entschlossen, ihre Gefangenen dem heftigsten Andrange entgegen und je einen der Ihrigen mit gezücktem Schwerte hinter dieselben, ihnen mit deren augenblicklichem Tode drohend, soferne sie nicht vom Streite abliessen. Mittlerweile kam, durch glücklich entronnene Pilger gerufen, der sarazenische Befehlshaber von Ramla herbei, der in den besiegten und gefangenen Arabern die gefährlichsten Feinde seines Sultans erkannte, die Pilger mit Dank und Lob für ihre Tapferkeit überschüttete und ihnen ehrenvolles Geleite nach der heiligen Stadt gab. Dort verrichteten sie ihre Andacht; aber von den Ausgezogenen sah kaum der siebente Theil die Heimat wieder. Bischof Günther starb in Ungarn, die Seinen nahmen dessen Gebeine mit sich und bestatteten sie im Dome zu Bamberg*). Graf Ekkehart kehrte glücklich zurück und erwarb sich bald darauf durch eine verwegene That seine Gemahlin Richardis. Die schöne Jungfrau, eine Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, war in das weitberühmte Stift zu Niedermünster in Regensburg, wo des Grafen Schwester Heilika Abtissin war, gesandt worden, den Schleier zu nehmen. Dort erblickte sie Ekkehart, entführte, von gegenseitiger Liebe entflammt, die schöne Novize aus der engen Klosterzelle und nahm sie zur Ehe.

Das in Composition und Farbe wohlgelungene Bild des Kampfes bei Ramla hat Munsch ausgeführt.

*) Sein Steinsarg von altitalischer Arbeit im vordern Chore stehend wurde 1836 eröffnet. Man fand die Gebeine wohlerhalten, mehr denn siebthalb Schuhe messend, in orientalische Stoffe eingehüllt.



10. Das Geschlecht der Schyren übergibt sein Stammschloss den Benediktinern und siedelt nach dem neuerbauten Wittelsbach über 1113.

Nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit suchen bewährte Geschichtsforscher die Stammväter des erlauchten Regentenhauses von Bayern in den Führern des deutschen Volkes der Scyren, das einst zur Vernichtung der Römermacht unter Odovacer mit nach Italien zog und deren Stammeshäupter nach einem ihrer Ansitze Hahilinge genannt, unter den fünf edelsten Geschlechtern der Bojoarier, nach dem herzoglichen der Agilolfinger in dem ältesten Gesetzbuche erscheinen. Lange schon mochten die Zinnen der Stammburg des Geschlechtes, des Schyrenberges an der Ilm, zum Himmel emporragen, ehe ihrer im Leben des ersten Arnulf ausdrücklich gedacht wird und ehe sein unglücklicher Sohn das Haus seiner Ahnen und den ganzen Berg, auf dem es lag, mit starken Mauern umschloss und so, wie die Chronik sagt: „Sich und seinen Nachkommen dort gleichsam einen königlichen Sitz erbaute.“

Im Thale der Laitzach, da wo der Wendelstein sein ehrwürdiges Haupt mehr denn sechstausend Fuss hoch in die Wolken erhebt, hatte des Schyrengrafen Otto II. Gemahlin, Hazaga, gegen Ende des eilften Jahrhunderts ein Klösterlein zu Fischbachau gestiftet. Wenige Jahre später wurde dasselbe aus dem unwirthbaren Gebirgsthale heraus nach Eisenhofen an die Glon versetzt. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Die Vorliebe des Grafengeschlechtes für seine neue Stiftung und künftige Begräbnissstätte war so gross, dass beschlossen wurde, dieselbe nebst reicher Begabung in die alte Stammburg nach Scheyern zu verpflanzen. Alle Glieder des zahlreichen Geschlechtes, unter ihnen auch der greise Ekkehart, versammelten sich im Jahre 1113 auf derselben, alle stimmten ein, nur Graf Arnulf von Dachau soll, wie die Chronik des Klosters berichtet, widerstrebt und zürnend seinen Handschuh mit den Worten in die Luft geworfen haben: „Seht hie Herr Teufel, des meinen sollt ihr gewaltig sein“; und da kam denn der citirte Herr und führte den Handschuh hin, dass ihn kein Mensch nimmermehr sah. Nach eilf Jahren waren Kirche und Zellen vollendet, und in den Mauern, wo bisher die Waffen und die Becher erklungen, vernahm man jetzt die Töne der Orgel und die Gesänge frommer Mönche. Noch stehen an der Nordseite des Klosters die Reste der alten Stammburg. Die Schyren aber verliessen den alten Namen und führten seit jenen Tagen den ihrer neuerbauten Burg Witelinespach bei Aichach.

Im Jahre 1803 erlag auch diese Abtei, berühmt durch ihre trefflichen Schulen und ihre hohen Verdienste um die Wissenschaften, der Neuerungswuth jener Zeit. Am 1. Oktober 1838 hiess sie wieder ein Wittelsbacher König Ludwig I. neu erstehen. Möge sie fortfahren des alten Ruhmes würdige Erbin zu sein.

Munsch hat die Scene der Uebergabe der Stiftungsurkunde an den ersten Abt Bruno nach dem Karton Hubers ausgeführt.



11. Segenreiches Wirken für Wissenschaft und Kunst in den Klöstern des alten Bayerlandes.

Die alte Welt war in Schutt und Trümmer gefallen, barbarische aber jugendkräftige Völker hatten sie zu Boden geworfen. Diese Zeit war jedoch kein plötzliches Hereinbrechen einer kimmerischen Nacht, ihr war schon eine allmählige Geistesdämmerung vorhergegangen, welche sich über die letzten Jahrhunderte des Römerreiches immer tiefer niedersenkte, und denkende und fühlende Geister mit Sehnsucht und Verehrung zurückblicken liess in die sonnigen Tage des höchsten Glanzes griechischer und römischer Bildung, in die Zeiten des Perikles und Augustus und selbst des klassischen Spätsommers unter Hadrian. Das Alte hatte seinen Halt verloren, und so flüchteten aus dem Scheinleben des Neuplatonismus die Bessten und Edelsten in die Arme des Christenthums, die sie und Alles, was den Kulturvölkern der alten Welt herrlich und gross erschienen, was davon lebenskräftig und lebensfähig gewesen, liebevoll aufnahmen und bargen. Freilich erhielten sich diese edelsten Blüthen des Geisteslebens der Alten anfangs nur wie in einem Herbarium, bis der neu erwachte Geist der Humanisten, gleich der Kraft heisser Thermen, ihnen wieder neuen Lebensodem einzuhauchen verstand.

Die Zufluchtsstätten alles dessen, was im früheren Mittelalter Geistesbildung genannt werden durfte, waren die Klöster, besonders jene nach der Regel des heiligen Benedikt, deren Wirken noch bis auf unsere Tage den Geist reiner Humanität athmet. In allen Richtungen edler, menschlicher Thätigkeit wirkten diese Anstalten auch in unserm Vaterlande. Sie, meist in unwirthbaren Gegenden gegründet, waren es, die den Urwald lichteten und den, theils seit den Schöpfungstagen brachgelegenen, theils wieder völlig verwilderten Boden urbar machten; sie waren es, die durch den Fleiss ihrer Hände, durch Mahnung, Beispiel und geistliche Zucht manche Wüste in ein irdisches Paradies verwandelten. So wurde die waldbedeckte Einöde um Eichstädt gelichtet, am Fusse des Göhl und Watzmann erscholl zuerst die Axt in den Händen der rodenden Mönche, sie schufen aus unwegsamer Wildniss das reizende Thal am Tegernsee, die Sümpfe am Schliersee und um Benediktbeuren wurden durch ihr Wirken dem Pfluge gewonnen. Sie zogen Strassen, warfen Brücken über Abgründe und öffneten so gar manche Gegend, in die wohl nie zuvor ein menschlicher Fuss gedrungen. Der innigen Verbindung der Klöster über die ganze bekannte Erde verdankten die Gärten unsrer Heimat so manches Heilkraut, dessen Gebrauch die Brüder ihrer Umgegend lehrten, manche Blume und manchen Zierstrauch, der sie verschönte. In dem geheiligten Umkreise der Klostermauern fand in eigenen Siechhäusern der Kranke und Leidende Pflege und Heilung, war doch die einfache medizinische Kenntniss jener Zeit den Mönchen keineswegs fremd, und fanden sich doch in den grösseren Conventen selbst eigene Lehrer der Medizin unter den Brüdern. Besondere Hospitien stunden zur unentgeltlichen Aufnahme und Verköstigung der Reisenden jeden Standes offen, eine Pflicht, die oft mit so rücksichtsloser Freigebigkeit geübt wurde, dass gar manches Kloster darüber verarmte. In der demüthigen Kutte der Brüder regte sich die Thätigkeit aller Handwerker, die theils für den Convent, theils zum Wohle der ganzen Umgebung den einfachen Bedürfnissen jener Zeit genügte. Die Mauern der Klöster waren, in jenen finstern von unablässigem Waffengetöse wiederhallenden Jahrhunderten, mindestens bei innern Fehden, die verhältnissmässig einzig sichern Zufluchtsstätten für Hab und Gut, für Sicherheit und Leben der Umwohnenden.

Geschah aber all Dieses für die leibliche Wohlfahrt der Menschen, so geschah für die geistige noch ungleich mehr. Die Klöster waren die einzigen Orte, in denen damals noch die meiste Ruhe, der meiste Friede herrschten. Dort allein vermochte der Geist sich zu sammeln und zu schaffen, dort allein ward die spärliche Lampe des Wissens genährt und vor dem völligen Erlöschen bewahrt. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass wir so ziemlich ohne Ausnahme alles, was wir von der Wissenschaft und Dichtung der Alten, besonders der Römer kennen, nur allein den wackern Söhnen Benedikts zu danken haben. Die Originalschriften und gleichzeitigen Copien eines Sallust, eines Livius, Tacitus oder Sueton, die Pergamente, auf denen Cicero und Seneca ihre tiefsinnigen Gedanken, Virgil, Ovid, Horaz und so viele andere ihre klassischen Verse niedergeschrieben, sind längst in Staub verweht. Aus der einsamen Zelle des eifrigen Mönchs, dessen unermüdeter Fleiss anfangs wohl mit ungeübter Hand jahrelang die halbvermoderten Reste entzifferte und abschrieb, gingen jene kostbaren Pergament-Codices hervor, die jetzt die Hauptzierden unserer Bibliotheken bilden, und aus denen allein wir die grossen Weisen, Geschichtsschreiber und Dichter des Alterthums kennen. Wenn wir jetzt nicht völlig blind durch die Gebiete der alten Reiche irren, wenn es dem Scharfsinne des Forschers gelingt, die vielfachen Reste des Alterthums, welche die verschwiegene Erde in ihrem Schoosse barg, zu deuten und an die Gegenwart zu knüpfen, so waren es die kunstfertigen Hände derselben Mönche, welche uns die geographischen Werke und Karten des weltbeherrschenden Roms in treuen und mühevollen Copien erhalten haben. Darum denke Jeder, der in der Begleitung der unsterblichen Alten den reinsten Geistesgenuss findet, dankend des armen genügsamen Mönches, welcher allein ihm denselben verschaffte.

Aber nicht allein die Erhaltung des Alten, die, wenn auch dürftige, Fortbildung alles Wissens und dessen Verbreitung unter dem Volke ging nur von den Klöstern aus. Dort nur blühten die Schulen und der grosse Karl hielt es nicht unter seiner Würde, sie zu beaufsichtigen, zu regeln und zu ermuntern. Freilich lag bei uns Alles, mit Ausnahme

des Religionsunterrichtes, wie im ganzen gebildeten Abendlande im Banne der lateinischen Sprache und der Scholastik des Aristoteles. Freilich entstunden dadurch jene dickleibigen philosophischen, theologischen und mystischen Abhandlungen, jene haarspaltenden, dialektischen Streitschriften, die aber doch, neben einer Unmasse tauben, scholastischen Katzensilbers, das man von gewisser Seite in unsern Tagen so gerne wieder als ächt verwerthen möchte, manches Goldkorn zu Tage förderten. Und welche Kunde hätten wir andererseits von unserm ganzen frühern Mittelalter, wenn nicht die Mönche, zwar abgeschieden von der Aussenwelt, aber darum keineswegs ohne oft sehr genaue Kenntniss ihres Treibens und ihrer Schicksale, jene zahlreichen, leider manchmal allzu dürftigen, Annalen und Chroniken niedergeschrieben hätten, welche in diesen finstern Jahrhunderten die einzige Leuchte des Forschers sind?

Die Herrschaft der lateinischen Sprache schloss jedoch in den Klöstern die Fortbildung der vaterländischen nicht aus, und Aufsätze, selbst Gedichte mussten in den Klosterschulen auch in deutscher Sprache gefertigt werden. Wie manchen Versuch einer Uebertragung biblischer oder anderer Bücher aus der klassischen Sprache Roms in das ungefüge Idiom der deutschen Zunge haben uns nicht die Bibliotheken der zahlreichen Convente aufbewahrt? Wie viele mühsam zusammengetragene Glossare boten jenen Bemühungen hilfreich die Hand? Weniger wurde der griechischen Sprache gehuldigt, bis auch diese, begünstigt durch die byzantinischen Gemahlinnen der Ottonen, in den Kreis klösterlichen Wissens eintrat.

Musik überhaupt, besonders Gesang, auch das Spiel von Saiten und Blasinstrumenten fand, zwar nicht ihre einzige, doch ihre vorzüglichste Pflege innerhalb der Klostermauern. Mönche waren die Erfinder oder doch Vervollkommner der Orgel, jenes wundervollen Instrumentes, welches „die Stimmen der Engel und die Donner des Weltgerichtes nachahmend“ die süssesten und gewaltigsten Töne in sich vereinigt; Mönche gossen die ersten Glocken. Mönche sind die Dichter jener herrlichen Hymnen, die Schöpfer ihrer einfach grossartigen, von innigster Frömmigkeit erfüllten Weisen, die noch in den Choralbüchern der katholischen Kirche den ersten Platz einnehmen. Vom lebendigen Volksgesange des frühern Mittelalters ist uns traditionell Vieles, in ursprünglicher Gestalt nur Weniges erhalten. Den Ton desselben, derb und sinnlich, spiegeln die, leider meist nur in lateinischer Sprache, auf uns gekommenen Benediktbeurer Gedichte ab.

Was in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in den bildenden Künsten geleistet wurde, es ist zum grössten Theil den Klöstern zu danken. Das Geschäft des Abschreibens, der Wunsch, dem mühsamen Werke auch künstlerischen Schmuck zu verleihen, führte auf die Miniaturmalerei; diese weiter auf die Bemalung der Wände in den gottgeweihten Räumen. Beweisen diese Leistungen auch weniger Uebung, Geschmack und Technik, so versöhnt hiemit doch wieder ein inniges, den Deutschen vor allen Völkern eigenes Gemüth nnd eine rührende Naivetät, die uns aus so manchem derselben entgegenleuchtet Auch die Holzschneidekunst ward früh geübt und unter die grössten Kostbarkeiten der Kabinette gehören jene mit dem charakteristischen Wappen Tegernsees, den verschlungenen Lotosblättern, bezeichneten Heiligenbilder, die wohl schon seit den ältesten Zeiten aus den stillen Mauern des reichen Stiftes ihren Weg in alle Welt gefunden.

Zerfallen bis auf wenige, von Unkraut überwucherte Reste, sind die, damals weltberühmten Paläste der Karolinger, um wie viel mehr die einfachen Gotteshäuser und Zellen der Klöster. Abgesehen davon, dass die ältesten derselben meist nur aus Holz gezimmert waren, so haben Brand und Zerstörung, wohl auch schlimm angewandte Neuerungssucht die spätern Steinbauten bis auf wenige Reste vernichtet. Die Namen der Meister jedoch, welche die Risse entwarfen und den Bau leiteten, haben uns die Chroniken erhalten, und wieder sind es kenntnissreiche Mönche, welche in jener Zeit allein hiezu fähig waren und welche es selbst nicht verschmähten wie bei jeder, noch so geringen Arbeit, so auch hier, thätig Hand anzulegen und mitzuhelfen, bis das künstlich gewölbte Dach sich über dem Tempel und den Reliquienschrein ihres Schutzheiligen geschlossen. Sie waren es, deren kunstgeübte Hände in Farben, Steinen und edlen Metallen den Schmuck des Gotteshauses bereiteten, der an allen Wänden, an allen Altären strahlte, und welches die gottgeweihten Töchter Benedikts mit buntgewirkten Seidenteppichen zierten und mit reichgestickten, goldschweren Ornaten versahen. Aus der grossen geistlichen Verbrüderung gingen fort und fort Männer hervor, die von Kloster zu Kloster wandernd, die phantasiereichen Metall-, Email- und Mosaik-Arbeiten, die zierlichen Elfenbeinschnitzereien an Reliquienkästchen und Bücherdecken, an Kreuzen, Kelchen, Leuchtern und andern heiligen Geräthen fertigten, die uns jetzt noch mit hoher Achtung vor ihrem Geschmacke und ihrem Fleisse erfüllen.

Arm und einfach in ihren Privatbedürfnissen, aber reich und glanzvoll in Allem, was zur Ehre Gottes gereichte, alles willig hingebend und aufopfernd, thätig, wo es galt, menschliches Elend zu lindern: das war der charakteristische Zug des Klosterlebens im Anfange des Mittelalters, der freilich späterhin nur zu oft gerade in das Gegentheil umschlug, und so nur zu sehr die vielen harten Urtheile rechtfertigt, mit denen seine Gegner es getroffen haben.

Das Bild, die verschiedenartigen Beschäftigungen für Kunst und Wissenschaft im Innern der Klostermauern gut zusammenstellend, ist für den ernsten Gegenstand vielleicht etwas zu bunt von Sporer in Fresko gemalt.


11

Die Welfen.

12. Herzog Heinrich X., der Stolze, erbaut 1135 bis 1146 die Brücke zu Regensburg.

Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass zur Zeit der Römerherrschaft von Regensburg aus keine stehende Verbindung mit dem linken Barbarenufer des Stromes vorhanden gewesen, wenn auch zu vermuthen ist, dass eine Art von befestigtem Vorwerk auf dem jenseitigen Ufer bestanden haben mag. Der Name Radaspona, „Ratisbonne", der noch heute üblichen Benennung der Stadt im Munde der romanischen Völker, bezeichnet eine, wohl schon in den ältesten Zeiten neben dem Castrum Reginum bestandene Schiffslände und lässt auf die Verbindung mit der linken Stromseite durch eine Fähre oder Schiffbrücke schliessen. Während der unsichern Periode des sinkenden Römerreiches wurde wohl diese und damit jede bleibende Communikation mit dem nördlichen Ufer ganz entfernt. Sie mochte der ruhigern Herrschaft der Agilolfinger in Bojoarien, denen die Gauen am südlichen wie am nördlichen Ufer unterthan waren, ihre Wiederentstehung verdanken, und die Notiz der Chronik, dass Karl der Grosse, bald nach der Eroberung des Landes 792 hier eine Schiffbrücke über den Strom gelegt, nur als Erneuerung der schon bestandenen zu verstehen sein, da es wenig wahrscheinlich ist, dass während der langen Regierungszeit der ersten Herzoge unseres Volkes hier jede feste Verbindung gemangelt habe.

So blieb es, bis der Sommer des Jahres 1135 eine so grosse Hitze brachte, dass ganze Wälder ausbrannten, und die sonst so mächtig strömende Donau nur seicht und spärlich dahinfloss. Nun wurde ein vielleicht schon längere Zeit gehegter Vorsatz rasch in's Werk gesetzt und, da man in der Kunst der Ausbaggerung wohl noch wenig erfahren gewesen, die günstige Beschaffenheit des Flussbettes benützt, um die Grundfesten der mächtigen Pfeiler und Widerlager des gewaltigen Baues in dasselbe zu versenken. Diesen Bau unternahm Herzog Heinrich der Stolze aus dem grossen Geschlechte der Welfen, das nun beinahe schon ein halbes Jahrhundert über Bayern gebot, in Gemeinschaft mit den Bürgern Regensburgs. Die etwas schiefe Linie, welche der Bau zeigt, legt die Vermuthung nahe, dass derselbe an beiden Seiten zugleich begonnen wurde, und dürfte das, auf der westlichen Seite in Stein gehauene Bild eines Löwen den Punkt andeuten, wie weit der Herzog von der Nordseite den Bau führte, und wo er dem der Stadt begegnete. Die Brücke erhebt sich auf sechzehn Bogen, deren Pfeiler aber seltsamer Weise keinen Rost zur Grundlage haben, sondern auf acht Schuh dickem Balkenwerke ruhen, welches fest mit Eisen und Blei verbunden ist, und platt auf den Kies aufgelegt wurde. Jene Bogen tragen nun einen gewaltigen, aus Werkstücken gebildeten, und mit grossen Steinplatten gepflasterten Steindamm von eilfhundert neunzig Fuss Länge und dreissig Schuh Breite. Er ist auf beiden Seiten von einem massiven, steinernen Geländer eingefasst, neben welchem eine schmale Erhöhung für Fussgänger hinläuft. Die Weite der noch unverbauten dreizehn zirkelrunden Bogen wechselt zwischen fünf und dreissig bis sieben und fünfzig Fuss; die Brücke selbst, welche wie gesagt, in einem stumpfen Winkel gebrochen erscheint, steigt von der Stadt anfangend, bis zum siebenten Bogen von achtzehn bis zu achtunddreissig Fuss und senkt sich gegen Stadtamhof hinab wieder bis auf neunzehn Fuss. Die in scharfe Kanten auslaufenden Pfeiler sind noch überdiess mit ungeheuren, gegen den Eisgang schützenden Vorbauten versehen, deren einige die Länge von einhundert zwei und neunzig und die Breite von vier und sechzig Fuss haben. Die Umgebungen der Pfeiler liegen fünf Fuss über dem niedrigsten Wasserstande und die Oeffnung zwischen denselben hält nur dreizehn bis achtzehn Fuss, so dass die Schifffahrt stromabwärts schon einen geübten Steurer verlangt, stromaufwärts aber kaum möglich ist.

Eilf Jahre, von 1135 bis 1146, erforderte dieser Riesenbau des Herzogs und seiner Bürger, der noch heute als ein wahres Meisterwerk gilt, bis zu seiner Vollendung. Wie aber zu damaliger Zeit noch alle technische Bildung im geistlichen Stande vereinigt war, oder im innigsten Verbande mit demselben stund, wie die Baumeister der alten romanischen Dome und Münster ebenfalls Bischöfe oder Mönche gewesen, so wurde vermuthlich auch dieses Werk unter Leitung der sogenannten Brückenbrüder, — Mönchen der anstossenden Johannis-Kapelle, des spätern Katharinen-Spitales — ausgeführt, welche mindestens als die ersten Wächter desselben erscheinen.

Ursprünglich war die Brücke mit drei Thürmen versehen, deren zwei je an den Zugängen, der dritte auf ihrer Mitte errichtet war. Neben jedem der beiden ersteren befand sich eine kleine Kapelle. Von den Thürmen steht nur mehr jener der Stadtseite. Der mittlere wurde ein Opfer des, im ganzen südlichen Deutschland in trauriger Erinnerung gebliebenen furchtbaren Eisganges des Jahres 1784, der ihn so erschütterte, dass im folgenden Jahre sein Abbruch nothwendig wurde. Seine Spitze zierte eine steinere Sphinx (?), an seinen Seiten waren die Bildnisse König Philipps mit der Unterschrift, und eines andern, auf dessen Gegenkönig Otto IV. gedeutet, beide auf Thronen sitzend, angebracht, unter ersterem ein Brustbild mit gefalteten Händen, das seinen Mörder vorstellen sollte. Der dritte Thurm auf der Seite von Stadtamhof musste in Folge der, bei der Beschiessung von 1809 erlittenen, Beschädigung abgetragen werden. Der noch stehende Thurm verschloss früher die Schuldgefangenen, welche aus dessen vergitterten Fenstern herab das Geld für ihre Erlösung zusammen zu betteln pflegten. Dort hing auch eine Tafel worauf ein Beil und eine abgeschlagene Hand zu sehen waren, die unnachsichtliche Strafe dessen, der den Frieden der Brücke störte.

Friedrich der Rothbart verlieh dem stolzen Werke für ewige Zeiten volle Zollfreiheit, leider durch Kaiser Max I. aufgehoben, welcher es mit einem Zoll belastete, der erst wieder verschwand, als die Stadt an ihre alten Gebieter zurückfiel. Ein Mitglied des Rathes der Stadt war ihm zum Meister gesetzt, und das eigene Siegel der Brücke zierte die wohlverdiente Inschrift: Sigillum gloriosi pontis Ratisponensis.

Das Bild, ein treues Conterfei der damaligen Stadt und des regen Lebens auf dem Strome gewährend, ist von Hauschild in Fresko gemalt.



13. Heinrich der Löwe besiegt den Aufstand der Römer während der Krönung Friedrich's I. in der Peterskirche 1155.

Mitten in den Zurüstungen zum Römerzuge hatte der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Königsthrone, Konrad III., 1152 das Zeitliche gesegnet. Ihm folgte sein junger, feuriger Neffe, Friedrich, der Rothbart genannt, nächst dem grossen Karl der Lieblingsheld des deutschen Volkes, der Träger seiner Grösse und Herrlichkeit, fortlebend in Lied und Sage bis auf diesen Tag. Ihm genügte es nicht, wie der Oheim nur deutscher König zu heissen, er verlangte zur Macht auch den Glanz, und die Krone der Cäsaren sollte sein blondes Haupt schmücken. Diese aber war nur in der ewigen Stadt und aus den Händen des Statthalters Christi zu empfangen. Desshalb rüstete er zur Fahrt nach Rom.

Dort war im raschen Wechsel die Tiara vom Haupte Eugen III. auf das des greisen Anastasius gekommen und schmückte nun das des einzigen Engländers auf dem Stuhle Petri, des ehemaligen Bettelknaben Niklas Breakspear, der unter einstimmiger Wahl der Kardinäle denselben schon zwei Tage nach Anastasius Tode am 5. Dezember 1154 unter dem Namen Hadrian IV. bestiegen hatte. Aber sein thatkräftiges Walten hatte mit erneuter Heftigkeit einen Kampf wachgerufen, der eben in unsern Tagen wieder ganz Italien durchzittert und in dem bekannten „Papa non Re" seinen kurzen Ausdruck findet. Hadrian, im Vertrauen auf Friedrichs Macht, der bereits im Oktober über die Alpen nach Italien hinabgestiegen war, und sich siegreich Rom näherte, trat der Anmassung des römischen Senates und Volkes, die ihm die Anerkennung geweigert, gebieterisch entgegen. In jenen Zeiten nämlich waren die Gränzen der verschiedenen Gewalten in der Stadt und ihrem Gebiete völlig ungenau, und veranlassten je nach der Energie der Führer unausgesetzte gegenseitige Eingriffe. Nun war 1144 Arnold von Brescia ein Kleriker, des berühmten Abälard Schüler, in Rom aufgetreten, und hatte grossen Anhang gewonnen. Sein Wandel, untadelhaft, ja selbst ascetisch streng, seine Lehre, getragen von dem frischen, belebenden Luftzuge geistiger Freiheit und gerichtet gegen den damaligen Zustand des Klerus und dessen weltlichen Besitz, der ihn aus jener edlen Sphäre unablässig herabziehe in die materielle Wirklichkeit, zündeten in den Herzen des Volkes, dem er noch überdiess von seiner Grösse, seiner republikanischen Herrlichkeit erzählte. „Führt zurück den früheren Glanz auf jene heilige Stätte des Kapitols", predigte er, „erneut die Majestät des römischen Volkes, stellt den altehrwürdigen Senat und das geschändete Recht der Gerichtshöfe wieder her, und weckt aufs neue die stummgewordenen Gesetze eurer grossen Ahnherren. Ordnet eure Angelegenheiten in Krieg und Frieden selbst, und vernichtet die weltliche Macht des Pabstes, die er sich, gestützt auf eine lügenhafte Schankung, über euch angemasst." Solche Worte machten ihn zur Seele der Republik, zum Abgott des Volkes.

Von beiden Seiten eilten Boten in das Lager des deutschen Königs, er sollte zwischen dem Pabste und dem Volke Roms als der Quelle seines Imperiums die Wahl treffen. Einer Natur wie der Friedrichs I. mochte diese kaum schwer fallen. Der spätere Zerstörer Mailands, beseelt von der ganzen Machtfülle eines Herrschers, mochte tief in seinem Herzen verschmähen, sein Haupt mit einer nach seiner Anschauung im Schmutze der Strasse aufgelesenen Krone aus der Hand eines Demos zu beflecken, der sich dürftig mit dem Abglanze des alten Roms geschmückt. Er zog es weit vor, sich von dem Oberhaupte der Kirche, dem sichtbaren Stellvertreter Christi, mit dem Diadem „von Gottes Gnaden", gleich allen seinen Vorgängern krönen zu lassen. Als sich Hadrian der Hilfe des Königs versichert hatte, forderte er nochmal gebieterisch die Entfernung Arnolds, dieses gefährlichen Häretikers, um so gefährlicher, je fleckenloser sein Wandel. In seinem Sturze, so durfte er hoffen, fand auch die Republik den ihrigen, da seine Lehre,

ein kräftiges, entsagungsfähiges Geschlecht fordernd, im Grunde doch nur ein kleines, selbstsüchtiges gefunden hatte.

Noch verlachte das Volk die Befehle eines angemassten Gebieters, der nichts in Rom sein nennen konnte, als den, allerdings wohlbefestigten Umkreis St. Peters und des Vatikans, von Leo dem Grossen zuerst bebaut und nach ihm die Leoninische Stadt genannt. Da trug sich ein, in jenen Tagen roher Gewalt kaum seltener Vorfall zu, der, von Hadrian klug benützt, der ganzen Lage eine andere Wendung gab. Einen Dolchstoss, den, unbekannt aus welcher Ursache, der Cardinal Guido Cibo auf der via sacra erhalten, und den man der Partei des Arnold zuschrieb, erklärte der Pabst für ein Verbrechen gegen die Kirche selbst, und belegte desshalb Rom mit dem Interdikt. Nie noch hatte die heilige Stadt der Apostelfürsten ein so schrecklicher Urtheilsspruch der Kirche getroffen. Keine Glocke ertönte mehr, keine Messe wurde gelesen, kein Sakrament gespendet, selbst Taufe und letzte Wegzehrung allen Pompes entbehrend nur in der dürftigsten Weise. Die Ehen wurden auf dem Kirchhofe eingesegnet, die Todten in ungeweihte Erde verscharrt. Und mit dieser furchtbaren Waffe schlug der energische Pabst gerade in der Osterzeit die widerspänstige Stadt. Bis zum Dienstage in der Charwoche ertrugen die Römer trotzig diese geistige Qual. Am Mittwoch aber, als sie merkten, dass die heilige Zeit in gleicher Weise vorübergehen sollte, stürzte das ganze Volk heulend und jammernd nach dem Kapitol, und zwang den Senat, sich Hadrian flehend zu Füssen zu werfen. Der Preis der Aufhebung war die Verjagung Arnolds, und der Sieger zog triumphirend, in festlicher Osterprozession mitten durch die knieende Stadt, zum erstenmal nach dem Lateran. Arnold aber war, nach mehrfachem Wechsel seines Schicksals in Friedrichs Hände gerathen und wurde von diesem in seinem Heere gefangen mitgeführt.

Der Pabst zog nun dem herannahenden Hohenstaufen entgegen. Bei Sutri trafen sich beide. Wie erschracken aber die Begleiter des Ersteren, als der stolze Deutsche das übliche Ceremoniell unterliess, weder den Bügel hielt noch den Zelter führte. Die Kardinäle flohen, Verrath fürchtend, in die Stadt zurück und liessen ihren Herrn allein im Lager. Unerschrocken weigerte Hadrian den Friedenskuss, und der König, belehrt, dass keiner seiner Vorgänger die Ceremonie verweigert, gab lächelnd nach, meinte er würde es schlecht machen, da er nie Reitknechtsdienste verrichtet, hielt den Bügel und führte das Pferd etwa einen Steinwurf weit, worauf dann der Friedenskuss ihr Bündniss besiegelte. Nicht ferne von der Stadt stellte sich dem weiterziehenden Könige, freilich sehr zur Unzeit, eine neue Abordnung des Senats entgegen, welche in pomphafter Rede so unverschämt zu ihm sprach, wie es dieser erlauchte Körper in seiner grössten Machtfülle nie vor den alten Cäsaren gewagt hatte. Zornflammend unterbrach sie endlich der junge Fürst und herrschte ihnen unter Anderem entgegen: „Ihr sprecht von dem alten Adel eurer Stadt, von der glanzvollen Vergangenheit eurer Republik? Wollt ihr wissen wo nun der alte Ruhm eures Rom, der würdevolle Ernst seines Senats, die Tapferkeit und Zucht eurer Ritterschaft, die strenge Ordnung des Lagers, der unbezwingliche Schlachtenmuth eurer Legionen geblieben ist? Bei uns Deutschen ist jetzt alles dieses, auf uns ging es mit dem Reiche über. Bei uns sind eure Konsuln, bei uns euer Senat, hier eure Legionen. Unserer Weisheit, unsrem Schwerte dankt Rom seine Erhaltung. Fragt unsre erlauchten Todten, jenen Karl, jenen Otto, ob sie die Stadt mitsammt Italien von Jemandes Gnade empfangen, oder ob sie Beides mit ihrem guten Schwerte den Griechen und Longobarden entrissen? Altersgrau starben euere Tyrannen Desider und Berengar in unseren Ketten, selbst ihre Asche ruht in deutschem Boden. Ihr wollt eure neuen Kaiser gerufen haben? So ist es, doch warum? Weil ihr euch eurer Feinde, selbst nicht der weichlichen Griechen weiter zu erwehren vermochtet. Flehende Bitten waren es, kein Ruf. Das Elend rief das Glück, Ohnmacht die Macht, Angst die selbstbewusste Kraft. So komme auch ich als euer Herr und rechtmässiger Besitzer der Stadt. Noch ist der Arm der Deutschen in seiner vollen Kraft, und nun möge der kommen, welcher dem Herkules seine Keule entreisst.“ Damit sandte er sie zurück.

Voll Ingrimm bestiegen die Abgesandten ihre Rosse und nun musste Friedrich erwarten, dass die Römer ihre Thore schliessen und ihn kampfbereit auf ihren Mauern empfangen würden. Der Pabst warnte ihn und dem Rathe dankbar folgend, sandte er nächtlicher Weile und auf geheimen Wegen unter Führung des deutschgesinnten Kardinals Octavian tausend erlesene Ritter mit ihren Lanzen, also an fünftausend Mann, voraus, welche in der Morgendämmerung des 18. Juni den St. Peter und die Leonina besetzten.

An demselben Tage wälzten sich auch, in der Sonne blitzend, gleich einer ungeheuern ehernen Schlange, die endlosen Schaaren der Deutschen vom Monte mario herab durch das goldene Thor und schlugen ihre Zelte neben der Leonina auf dem neronischen Felde auf. Im St. Peter fand sofort die Krönung statt, und der Jubelruf der treuen Germanen erfüllte, nach der Meldung eines römischen Chronisten, wie Donnergebrause die hehren Hallen des Domes, als der Lieblingsheld seines Volkes, herrlich wie Keiner vor ihm, hoch auf den Stufen des Altares stund, die Krone des Reichs in den blonden Locken, Scepter und Schwert in der kräftigen Faust.

Grollend war jenseits der Brücke das Volk in Waffen geschaart und hielt die Thore gesperrt. Nach der Krönung zog der Kaiser wieder hinaus in das Lager der Seinen, Hadrian mit den Kardinälen

blieb im Vatikan. Die Deutschen pflegten in ihren Zelten des Essens und der Mittagsruhe, die Bewachung ward lässiger. Da sprangen mit einemmale die Brückenthore auf, herüber drängten die wuthentbrannten Römer, ergossen sich durch die Leonina, tödteten, sogar an den Altären der Basilika, die wenigen Wachen, und nicht viel fehlte, so wäre der verhasste Hadrian selbst in ihre Hände gefallen. Das Gebrüll der Kämpfenden, und die, durch einzelne glücklich Entronnene verbreitete Nachricht, der Pabst und die Kardinäle seien gefangen, brachten das ganze Lager in Aufruhr, gegen das auch schon die wilden Schaaren, vielleicht zur Befreiung ihres Propheten Arnold heranstürmten. Der Kaiser und die Fürsten sprangen vom Krönungsmahle auf zu den Waffen, unter ihnen Allen voran Heinrich der Löwe. Nicht ohne kräftigen Widerstand drängte sie dieser in die Thore und über die Brücke zurück. Von drei Uhr Nachmittags bis in die sinkende Nacht währte der Kampf, besonders heftig am Fusse der Engelsburg, immer mehr Bewaffnete stürzten herbei. Endlich erlagen die Römer den Deutschen, welche kühn und reckenhaft die Feinde niedermähten, als wollten sie, wie der Chronist Otto von Freising, Friedrichs Oheim, sich ausdrückt, ihnen zurufen: „Da nimm Roma deutsches Eisen für arabisches Gold, so erkauft Deutschland das Kaiserthum.“ An tausend Römer lagen in ihrem Blute, noch Mehrere waren verwundet, gegen siebenhundert gefangen. Der Verlust der Deutschen war unbedeutend.

Theilnahmlos sah die Besatzung der Engelsburg das Gemetzel zu ihren Füssen. Die Feste war in der Gewalt eines Adeligen aus dem Hause der Pierleoni, dem die Niederlage des Volkes nicht unerwünscht kam, und der in seiner sichern Burg den Ausgang erwarten wollte. Nach Otto's Darstellung hätten die stattlichen deutschen Kämpfer auf die Frauen der Besatzung einen so tiefen Eindruck gemacht, dass sie die Ihrigen zurückhielten: „Zu Gunsten des Pöbels so edle Männer zu verderben.“

Reich beschenkte Hadrian den tapfern Baiernherzog für seine Tapferkeit. Um Arnold war es aber, nach dieser Niederlage des Volkes geschehen. Das Schicksal aller unglücklichen Parteiführer, Undank und Verrath theilend, ward er an seinen und der Republik grimmigsten Feind, den Stadtpräfekten Petrus ausgeliefert, und, vom Konzil bereits als Ketzer verdammt, nun auch als Rebell verurtheilt. Auf dem Platze, wo jetzt die porta del popolo liegt, und wo den nordischen Wanderer der erste Einblick in die Strassen der Weltstadt erwartet, erlitt der begeisterte Prophet seines Volkes, für den nun kein Schwert mehr aus der Scheide flog, von Allen verlassen, den Martyrtod. Bei Sonnenaufgang an einem Pfahle erdrosselt, dann verbrannt, wurde seine Asche in den Tiber gestreut, um sie späterer Verehrung zu entziehen. Das Heer der Deutschen aber kehrte, wie schon so oft, wenn auch siegreich, doch von der Malaria gezehntet und seine Kraft in kleinen Unternehmungen zersplitternd, in's Vaterland zurück.

Das trefflich entworfene, lebensvolle und mit kräftigem Pinsel ausgeführte Bild hat Spiess in Fresko gemalt.



14. Herzog Heinrich der Löwe gründet München. 1158.

Etwa eine Stunde nördlich der jetzigen Hauptstadt Bayerns, an dem steilen Ostufer der Isar liegt das Dorf Ober-Vöhring. Schon in den Tagen der Welfenherrschaft im Gebiete des heiligen Korbinian, blieb es demselben bis zum Anfange unsers Jahrhunderts. Nun war in jenen Zeiten der Ertrag der Zölle eine der Haupteinnahmen des Landesherrn und in Bayern war einer der vorzüglichsten Handelsgegenstände das Salz aus den Sudwerken Reichenhalls, welches Schwaben und Burgunder, Franken und Rheinländer ja selbst die Sachsen in langen Reihen zweiräderiger Karren an Ort und Stelle abholten. Eine der meistbefahrenen Salzstrassen führte von den Pfannen durch Oberbayern heraus, und überschritt bei Vehring die Isar. Hier, auf ihrem Gebiete, hatten desshalb die Bischöfe von Freising eine Brücke und Zollstätte errichtet, dort musste Zoll und Brückengeld in gutem Metall bezahlt werden, welches in der daneben befindlichen Münzstätte in Scheidemünze umgeprägt, dadurch einen doppelten Vortheil für des Bischofs Säckel abwarf.

Heinrich der Löwe, eben erst 1156 zum Herzogthum gekommen, verlangte, theils aus Eifersucht auf die Rechte seiner neuen Würde, theils, und wohl vorzüglich, um die beträchtliche Einnahme seiner eigenen Kammer zuzuwenden, dass der Bischof die widerrechtlich errichteten Zollstätte aufhebe. Otto von Freising, der berühmte Chronist und Oheim des Kaisers, welcher damals den Bischofstuhl inne hatte, verweigerte das Begehren des Herzogs. Da liess dieser bei dem alten Dorfe Munichen, einer schon im achten Jahrhundert vorkommenden Besitzung des Klosters Scheftlarn, eine Brücke schlagen, die Strasse dahin abzweigen, ein Zoll- und Münzhaus erbauen und Stätten zur Lagerung des Salzes errichten. Nachdem alles geordnet, überfiel er in einer Nacht des Jahres 1158 unerwartet die Zollstätte zu Vehring mit gewaffneter Hand, brach die Brücke ab und zerstörte den Platz. Darüber bittere Klagen des gekränkten Bischofs bei dem Kaiser. Dieser aber wollte den mächtigen Herzog nicht zum Feinde haben, die Hilfe des treuen Freundes auf seinen italienischen Zügen nicht entbehren und stiftete einen Vergleich, gemäss welchem die neue Einrichtung bestätigt, an Freising jedoch der dritte Theil der Einkünfte des Zolles und der Münze überlassen werden musste.

Von nun an blühte der neue Markt zu München, wohin sich wegen des Handels und der Münzstätte viele Ansiedler zogen, immer mehr auf. Schon zwölf Jahre später erscheint dessen erster bekannter Pfarrer Herbot als Dekan des Kapitels, und einer nicht unwahrscheinlichen Ueberlieferung zufolge soll schon Heinrich sich hier eine Wohnung erbaut, und den Ort mit Mauern und Gräben umschlossen haben. Der eigentliche Glanz der neuentstandenen Stadt beginnt aber erst, als mit dem Regierungsantritte der Wittelsbacher 1180 die alte Hauptstadt des Herzogsthums zur Reichsstadt geworden und als nach der ersten Theilung des Landes 1255 Herzog Ludwig der Strenge sich hier ein Schloss — die alte Feste — erbaute und seine ständige Residenz nahm.

Das Bild hat Gungel gemalt.


14.

15. Herzog Heinrich des Löwen Pilgerzug nach Jerusalem. 1171.

Seit durch die Tapferkeit der abendländischen Christen am 15. Juli d. J. 1099 der edle Gottfried von Bouillon zuerst die Krone des Königreichs Jerusalem gewonnen, waren Tausende und aber Tausende von Frömmigkeit, Kampfesmuth oder Busseifer getrieben, theils in grossen Heeren, theils vereinzelt nach den heiligen Stätten gezogen, wo unser göttlicher Erlöser wandelte und starb.

Auch Heinrich erfasste der fromme Eifer seiner Zeit. Nachdem er in seinen beiden Herzogthümern Sachsen und Bayern alles wohl bestellt hatte, trat er den Zug in's gelobte Land an. Ihn begleiteten an zwölfhundert Edle und Reisige, unter Ersteren Graf Friedrich von Wittelsbach, der Bruder Otto's, des späteren Herzogs in Bayern, der junge Markgraf Ottokar von Steyer und Bischof Konrad von Worms. In Klosterneuburg betete er mit Heinrich, dem neuen Herzog von Oesterreich, seinem Stiefvater, am Grabe seiner Mutter, der sächsischen Kaisertochter Gertrud. In Wien wurden die, mit allen Vorräthen reich versehenen Schiffe bestiegen. Zu Wieselburg, an der Gränze Ungarns, kam den Pilgern die erschütternde Kunde zu, dass König Stephan, der sie eben durch seine Gesandten willkommen geheissen, in verflossener Nacht an seines Bruders Bela Gift gestorben. An den Klippen der Donau, nahe bei Branitzowa in Serbien, scheiterte des Herzogs Schiff, seine Gefährten retteten sich durch Schwimmen, er selbst ward nur mit Mühe den Wellen entrissen. Unter heissen Kämpfen erzwangen sie sich den Durchzug durch das Land der wilden Serben, bis sie endlich Nissa an der Bulgarengränze erreichten, wo eine feierliche Gesandtschaft des griechischen Kaisers Manuel des Komnenen sie willkommen hiess und in festlichem Zuge nach Konstantinopel geleitete. Dort wurde das Auferstehungsfest des Herrn gefeiert und die Deutschen weideten sich an der ungewohnten Pracht, welche der Stolz der Byzantiner allerorten vor ihren Augen entfaltete. Purpur, Gold, Perlen und edle Steine waren verschwenderisch zur Schau gestellt, aber allgemeine Bewunderung erregte doch die Weisheit der Abendländer, als Abt Heinrich von Braunschweig die berühmtesten griechischen Theologen aus den Schriften ihrer eigenen Kirchenväter des Irrthums überwies. Der Kaiser schenkte endlich dem Herzog ein eigenes, trefflich ausgerüstetes Schiff, mit dem er in Acco landete. Feierlich von den Templern und Hospitalitern eingeholt, betrat er endlich das Ziel seiner Sehnsucht, die heilige Stadt, wo damals König Amalrich herrschte, in dessen Palast er seine Wohnung nahm. Von hier aus besuchte er in frommer Verehrung alle heiligen Stätten des Landes, und bedachte jede mit reichen Schenkungen; besonders stiftete er in die Kapelle des heiligen Kreuzes unvergleichliche Arbeiten in musivischer Kunst und schmückte deren Pforten mit dem reinsten Silber seines Harzes. Auf dem Rückwege, den er über Antiochien nahm, gerieth er im Gebiete des treulosen christlichen Fürsten Milo von Armenien in grosse Gefahr, aus der ihn nur die grossmüthige Hilfe des Sultans von Ikonium zu tiefer Beschämung des sogenannten Christen zu retten vermochte. Dieser selbst empfing ihn freudig an der Gränze seines Gebietes, rühmte sich, sein Verwandter zu sein, gab auf seine Bitten alle gefangenen Christen los, und beschenkte ihn beim Abschiede nebst andern kostbaren und seltenen Dingen mit dreissig der edelsten, reichgeschirrten Rosse. Dem Zureden Heinrichs, sich zum Christenglauben zu bekennen, wich Kilidsch Arslan durch die kluge Rede aus: „Es ist nicht schwer zu glauben, dass ein Gott, der den ersten Menschen aus Thon gebildet, auch durch eine reine Jungfrau Mensch werden konnte.“ Damit schonte er den Gastfreund und wahrte seinen Glauben. Nach Konstantinopel zurückgekehrt begrüsste ihn Manuel mit den herzlichsten Glückwünschen über die zurückgelegte gefahrvolle Reise und beschenkte ihn mit vielen kostbaren Reliquien, welche er sich, nachdem er jede andere Gabe standhaft dankend abgelehnt, für die neugegründeten Kirchen in seinen eroberten Slavenländern erbeten hatte. Ueber Ungarn, wo er den neuen König Bela III., der ihn ehrenvoll empfing, begrüsste, kam er endlich, gerade nach Jahresfrist, in den ersten Tagen des Januars 1173 in sein geliebtes Braunschweig zurück. Ausführlich hat diese Pilgerfahrt Arnold von Lübeck in seiner Chronik erzählt.

Das wohlgelungene Bild, mit genauer Ansicht Jerusalems von Westen her, hat Spiess gemalt.


15.

16. Der Regensburger Donauhandel in den Orient im XI. und XII. Jahrhundert.

Schon seit den ältesten Zeiten war der Handel das Bindemittel der Völker. Was die blutigsten Kriege roh und gewaltsam getrennt und zerrissen, sein mildes Walten verknüpfte es allmählig wieder, was sie zerstört, baute er, in dessen Gefolge die sanften Künste des Friedens zogen, die er geweckt und genährt, mit sorgfältiger Hand wieder auf. So stieg mit dem eisernen römischen Krieger auch der geschäftige Kaufmann über die Alpen herab in unsre Gauen und liess sich in den Kastellen und Städten nieder, die jener längs den ersten und vorzüglichsten Handelsstrassen, den grossen Strömen des Landes, erbaute. Ja lange vor ihm mochte wohl mancher kühne Händler in Hoffnung reichen Gewinnes den gefahrvollen Weg in die Lande der Barbaren gewagt haben, um gegen die werthvollen Rohprodukte ihres Landes die feineren Erzeugnisse südlicher Natur und Kunst zu vertauschen.

Regensburg, das alte Reginum, nach dem ihm gegenüber mündenden Regen benannt, an der äussersten nördlichen Ausbiegung des herrlichen Stromes gelegen, war schon seiner Lage wegen geschaffen, der erste Handelsort der Länder diesseits der Alpen zu werden. Hier war der natürliche Stapelplatz aller Produkte aus den Gauen der Barbaren jenseits des Stromes, um entweder die Donau hinab in den Orient verschifft zu werden, oder ihren Weg auf den hier einmündenden Heerstrassen aufwärts in die Provinzen südlich des grossen Gränzstromes bis an oder über die Alpen zu finden. Von hier aus mochten sich dann auch die römischen Handelscaravanen über den noch so wenig bekannten Norden und Nordosten Germaniens verbreitet haben. Jener Zug des Handels gegen Osten hin erhält auch die Wichtigkeit der Stadt, als nach dem Untergange des Römerreiches die germanischen Völker der Alemannen, Thüringer und Ostgothen dort ihre vorübergehende Herrschaft behaupteten. Eine völlige Zerstörung Regensburgs, wie selbe so viele Städte in der Periode der Völkerwanderung erfahren, hat wohl nie stattgefunden. Denn als zum Erstenmale die Bojoarier dort als Herrn erscheinen und es geblieben sind bis auf diesen Tag, begegnet uns das alte Reginum unter dem deutschen Namen Reganesburg, als die Hauptstadt des neuen Reiches und Residenz des ersten Herzogs-Geschlechtes, der Agilolfinger. Damals wird es uns von einem gleichzeitigen Chronisten geschildert als „eine feste, herrlich von Quadern erbaute Stadt, prangend mit vielen Thürmen und erfüllt von allen zum Lebensgenusse gehörenden Gütern.“ So baute im siebenten Jahrhundert kein deutsches Volk, und so konnte sich die Herzogsresidenz in den vorüberrollenden Wogen der Donau nur desshalb spiegeln, weil sie ihr Daseyn herüber gerettet aus den bessern Tagen des Römerreiches und durch die Stürme der Völkerwanderung.

Altäre, meistens dem schützenden Merkur geweiht, oder andere Denksteine erhalten uns noch die Namen von Gewand-, Erz- und Eisenhändlern, von Verkäufern von Oel, Leinwand und Wein. Fabriken von schön bemalten Geschirren aus samischer Erde, von Waffen und selbst des so hochgeschätzten Purpurs belebten die Strassen des neben dem Castrum ausgebreiteten weiten Gaues der Kaufleute, noch jetzt der Römling genannt. Noch in den Zeiten des Mittelalters beweiset uns das Dasein wälscher Kaufleute, dass diese keineswegs mit den abziehenden Kriegern die ihnen liebgewordene Stätte und das Erbe ihrer Väter verliessen, sondern dort heimisch blieben unter der nachfolgenden Herrschaft der Deutschen. Salz — „diess herrlichste Geschenk der Götter“ wie es Tacitus nennt, wurde wohl schon in den ältesten Zeiten aus dem ungeheuren Lager des Tuval gewonnen, das die Salzstädte Reichenhall, Berchtesgaden und Hallein umgeben. Es hatte seine Hauptniederlage in Regensburg für die nördlich anliegenden Gegenden bis weit nach Thüringen hinein. Regensburg ist auch in dem berühmten Edikt Karls des Grossen einer der Hauptstapelplätze für den Handel mit den östlich benachbarten Slaven auf der grossen Heerstrasse von Bardewich (bei Lüneburg) bis hinab nach Lorch. Wie ungemein sich die Stadt heben und ihre Verbindung nach allen Seiten hin wachsen musste, ist schon dadurch klar, dass sie beinahe ein Jahrhundert lang die Residenz der deutschen Karolinger, die Hauptstadt ihres Reichs gewesen, dass diese hier ihre königlichen Stiftungen errichtet haben und dass von hier aus eine Menge Pflanzstätten bis an die Grenzen der Avaren hin gegründet wurden. Seit den letzten Dezennien des neunten Jahrhunderts mögen wohl die unausgesetzten verheerenden Einfälle der Ungarn den Haupthandel der Stadt nach Osten unterbrochen haben, desto blühender aber entfaltete er sich, als dieses Volk endlich mit der Taufe seines Königs Stephan dem Christenthume und damit der Civilisation gewonnen ward. Zahllose deutsche Auswanderer erfüllten nun die Gegenden von Unterösterreich und Oberungarn, Hunderte von Kirchen und Klöstern entstunden in jenen Landstrichen und für die Beschaffung all' ihrer Bedürfnisse war Regensburg der Hauptausgangspunkt. Dadurch bildeten sich eine Menge Gewerkschaften für alle möglichen Arbeiten in Holz und Metall, besonders aber war der Handel mit Leder und Wollengeweben überaus lebhaft und deren Fabriken berühmt.

So kam es denn, dass diese Stadt in einer gleichzeitigen Nachricht die bevölkerste des ganzen Reiches und eine der blühendsten Handelsstädte der Welt genannt wird.

Und wenn man erwägt, dass die grosse Pest im letzten Jahre des eilften Jahrhunderts binnen zwölf Wochen in ihren Mauern an neuntausend Menschen hinwegraffte, so mag diess ein Bild ihrer Einwohnerzahl geben, da der Umfang der Stadt den heutigen wohl kaum überschritt.

Am meisten jedoch hob sich ihr Handel durch die Kreuzzüge; und man darf wohl sagen, dass sie während ihrer Dauer der Mittelpunkt desselben in ganz Westeuropa und für alle Binnenlande der Hauptverbindungsplatz mit dem Orient wurde. Regensburger Kaufleute schifften die Donau hinab nach Konstantinopel, Syrien und in die Levante. Der ungarische Handel war fast ausschliessend in ihren Handen. Sie waren es, welche in Person die Märkte von Chiew, der damaligen Hauptstadt der russischen Grossfürsten, besuchten, um von dort die seltenen Waaren Hochasiens, besonders das köstlichste Pelzwerk zu holen. Sie besassen die umfassendsten Privilegien von allen Fürsten und ihr eigener „Hansgraf" begleitete sie auf jene auswärtigen Märkte, um entstandene Streitigkeiten zu schlichten und sie bei ihren Rechten zu schützen. An den Mauern Regensburg's schifften 1096 die zuchtlosen Schaaren vorüber, welche Peter der Einsiedler und Graf Emich von Leiningen nach dem Orient führten, um dort die furchtbaren Judenmetzeleien — in Bayern allein an zwölftausend dieser Unglücklichen — die sie auf ihrem Zuge begangen, mit der Vernichtung des ganzen Heeres zu bezahlen. Im Herbste desselben Jahres sammelte sich aber auch hier auf zahllosen Schiffen den Strom meilenweit bedeckend, das siegreiche Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon, welches diesem die Königskrone von Jerusalem erstritt. Mit ihm zog nebst vielem andern Adel des Bayerlandes, Heinrich, der eigene Burggraf der Stadt. Das nämliche Schauspiel wiederholte sich, als König Konrad, der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Throne vereint mit Ludwig VII. von Frankreich, 1147, freilich mit minderem Glücke in das heilige Land zog.

Auf dem grossen Blachfelde bei Barbing, östlich von Regensburg, erhob sich bald darauf in den Herbsttagen 1156 eine zweite Stadt, aus Zelten erbaut, über denen sich herrschend das kaiserliche Banner des grossen Barbarossa erhob. Hier, im Angesichte des alten Schlosses Thumstauf, das von jenseits des Stromes herüberblickte, und dem benachbart, sich jetzt das weithin glänzende, herrliche Denkmal erhebt, das König Ludwig deutscher Grösse und deutschem Ruhme errichtet, vollzog der Kaiser den für Bayern so verderblichen Akt der Abtrennung der Ostmark von dem bayerischen Mutterlande, und die Errichtung des neuen Herzogthums von Oesterreich. Fast dritthalb Jahrhunderte später sammelten sich noch einmal unter den Mauern der alten Reichsstadt die Krieger aus Deutschland und Frankreich zum Heereszuge gegen den furchtbaren Bajazet. Der Kampf fand mit der blutigen Niederlage des Kreuzheeres am 28. September 1396 bei Nikopolis ein trauriges Ende.

Von nun aber sank allmählig die hohe Blüthe Regensburgs und seines Handels. Die mächtige Republik Venedig hatte bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner 1204 eine Menge von Inseln und festen Plätzen im Orient erworben und riss den levantischen Handel bald völlig an sich. Ein mächtiger Rival erwuchs ihm im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts an Genua, welches nebst der Besitznahme der reichen Inseln Kleinasiens nun auch an allen Küsten des azowischen und schwarzen Meeres Kolonien gründete und damit jedes andere Handelsvolk von jenen Gegenden und der Wasserstrasse in das südliche Russland abschloss. Nun wurde Augsburg der Stapelplatz des orientalischen Handels in's innere Deutschland, der besonders über Venedig seinen Weg dahin nahm. Die deutsche Hansa kam immer mehr empor. Durch ihre Verbindungen mit dem ganzen Norden und Osten, besonders mit dem so überaus mächtigen Handelsemporium Nowgorod, durch das Sinken Chiews und das Aufblühen Moskaus gerieth auch der östliche Handel in die Hände jenes kraftvoll aufstrebenden und bald überaus mächtigen Vereines norddeutscher und rheinischer Städte. Im Lande selbst suchten die Wittelsbachischen Herzoge, nachdem Regensburg eine Stadt des Reiches geworden, den Handel nach ihren neuen Hauptstädten, besonders nach dem rasch emporblühenden München, nach Straubing und Landshut zu ziehen und bedrängten nunmehr die Regensburger Kaufleute, die von den früheren Herzogen als die Bürger ihrer Residenzstadt geschützt und begünstigt worden waren. Mit den grauenvollen Heereszügen und der eisernen Herrschaft der wilden Mongolenhorden über den ganzen Osten von den Küsten Chinas bis heraus an die Oder war endlich der alte Handel im slavischen Binnenlande ganz vernichtet und suchte sich die neuen Seewege.

Wenn nun auch all diese Unfälle erschütternd auf die einstige Weltbedeutung Regensburgs gewirkt hatten, so behauptete die Stadt doch immer noch unbestritten ihren hervorragenden Platz in den deutschen Landen, und wie wenig dieselben ihren innern Wohlstand zu zerstören vermochten, beweiset der Umstand, dass sie reich genug war, noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sich mit einem Gürtel von vierundzwanzig neuen Streitthürmem zu sichern, und dass einzelne ihrer Bürger Stiftungen gründeten, so herrlich und grossartig, wie sie jetzt kaum die vereinten Kräfte eines bedeutenden Gemeinwesens vermögen in's Leben zu rufen. In den Schuldbüchern ihrer Kaufleute waren noch immer die Namen von Königen und Fürsten keine seltenen, immer noch war Regensburg der Stapelplatz für die Bedürfnisse und den Luxus des Bayerlandes. Erst die inneren reichsstädtischen Kämpfe der Zünfte mit den Patriziern, besonders mit dem stolzen und mächtigen Geschlechte der Auer, vermochten neben dem Emporkommen Nürnbergs und Augsburgs gegen den Ausgang des Jahrhunderts, Regensburg bleibend von seiner einstigen Höhe herabzudrücken.

Das in eigenthümlicher Auffassung gemalte Bild des Handelstreibens in einer levantischen Stadt hat Adamo gemalt.



16.

Die ersten Wittelsbacher.

17. Otto von Wittelsbach wird zu Altenburg in Sachsen mit dem Herzogthume Bayern belehnt. 1180.

Schon als Heinrich der Löwe hart und selbstsüchtig dem vor ihm knieenden Hohenstaufen an jenem unglückseligen Februartage des Jahres 1176 zu Partenkirchen die Hilfe für Italien weigerte, mochte in dessen Herzen der alte Hass des Ghibellinen von neuem erwacht und der Sturz des stolzen Welfen beschlossen worden sein. Die Gelegenheit hiezu bot sich endlich. Laute Klagen über das gewaltthätige, herrische Gebahren des Löwen im Sachsenlande, vielfache Bedrückungen und Beraubungen der kaiserlich gesinnten Bischöfe und Grossen fanden bei dem Kaiser ein nur zu geneigtes Ohr. Er beschied den Herzog zur Verantwortung während des Jahres 1179 auf drei Reichstage im Sachsenlande, und als er auch auf dem dritten nicht erschien, ward er jenes Herzogthums verlustig erklärt. Mit den Waffen in der Hand vertheidigte er nun sein Besitzthum und wies selbst nach einer letzten Zusammenkunft mit Friedrich dessen Sühneversuch zurück. Da wurden ihm endlich, als er gleicherweise einer dreimaligen Ladung nach Bayern nicht gefolgt, auf dem Reichstage zu Regensburg im Juni 1180 vom Kaiser sein Herzogthum und seine Lehen abgesprochen und dem theuerwerthen Manne, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, die Pfalzgrafschaft im Bayerland aber dessen Bruder Otto dem Jüngern zuerkannt.

Heinrich erlag dem Kaiser und seinen vielen Feinden erst gegen Ende des Jahres und ging nach England zu dem Vater seiner Gemahlin Mathilde, nachdem ihm der Kaiser, ergriffen von dem schnellen Wechsel des Glückes, seine Stammgüter Braunschweig und Lüneburg wieder überlassen. Erst nach völliger Unterwerfung des mächtigen Feindes geschah nun die feierliche Belehnung Otto's mit dem Herzogthume am 18. Oktober 1180 zu Altenburg in Sachsen.

Schon als Jugendgespiele Friedrichs am Hofe Konrad III., seines Oheims, entstund jene treue Freundschaft zwischen Beiden, welche vorhielt durch alle Tage der Freude und der Noth. Nachdem der Hohenstaufe Kaiser geworden, vertraute er Otto auf dem Zuge nach Italien das Banner des Reiches, welches der Wittelsbacher heldenhaft hoch hielt in den heissen Kämpfen an der Veroneser Klause, vor Tortona, Crema und Mailand. Als in der Fürstenversammlung zu Besançon Kardinal Roland die freche Rede führte: „der Kaiser trüge seine Krone nicht durch die Wahl der Fürsten sondern als ein Lehen des Pabstes," riss der Pfalzgraf voll edlen Zornes sein Schwert aus der Scheide um ihn zu durchbohren. Nur mit Mühe hielt Friedrich selbst den Tod vom Haupte Rolands ab, welcher später mit Roms gewohnter Dankbarkeit als Alexander III. den Bannstrahl auf das des Kaisers schleuderte. So war Otto dreissig Jahre hindurch als Gesandter in den schwierigsten Unterhandlungen, als Feldhauptmann, in den nie rastenden wälschen Kämpfen, weise und treu im Rathe der Fürsten, aufopfernd als wahrer Freund, des Kaisers starke Stütze gewesen; bis mit ihm endlich nach zweihundert und zweiunddreissig Jahren das alte Herzogsgeschlecht wieder auf den Thron seiner Ahnen gesetzt wurde und der grosse Hohenstauffe nicht blos eine Pflicht des Dankes übte, sondern auch eine alte heilige Schuld der Gerechtigkeit tilgte.

Das Bild, wir wagen nicht, es gelungen zu nennen, hat Mosdorf gemalt.



17

18. Ludwig der Kelheimer vollendet die Befestigung von Landshut 1204.

Schon der erste Wittelsbacher Herzog Otto soll am Fusse der uralten Feste Trausnitz, wo sich bereits seit langer Zeit eine hölzerne Brücke über die Isar und einige Wächterhäuser befunden, eine Stadt angelegt haben, in welcher er auch einigen Judenfamilien die Niederlassung gestattete, was Aventin in seiner Chronik mit den naiven Worten meldete: „Er baute sich ein fürstlich Gesäss, und die Juden bauten ihm eine Stadt.“ Schon 1183 ward eine Urkunde für das Kloster Scheftlarn „apud Landeshutam“ ausgestellt, und der bedeutungsvolle Name macht es nicht unwahrscheinlich, dass der Ort schon damals sein ältestes Wappen, die drei Sturmhüte erhielt. In demselben Jahre folgte dem, zu Kostnitz verstorbenen Vater unter Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der Sohn Ludwig, von seiner, noch bis auf diesen Tag in räthselhaftes Dunkel gehüllten Ermordung auf der Kelheimer Brücke i. J. 1231, der Kelheimer genannt.

Wie in den sächsischen Landen nach dem Falle Heinrich des Löwen die geistlichen Fürsten übermächtig geworden, so mochten auch die bayerischen Bischöfe sich mit der gleichen Hoffnung schmeicheln. Desshalb sahen sie mit Neid das kräftige Emporstreben des wieder eingesetzten Herzogshauses, und strebten darnach, es jetzt noch zu entfernen oder mindestens niederzudrücken. Unter kleinlichen Vorwänden brach 1203 ein erbitterter Krieg der Bischöfe von Regensburg und Freising und des Erzbischofs von Salzburg gegen den jungen Herzog aus, in welchem es ihm wünschenswerth geworden, an dem wichtigen Uebergangspunkte über die Isar, recht in Mitte seiner drei Gegner gelegen, eine starke Feste zu besitzen. Gleich nach Beendigung des Kampfes 1204 versammelte er zahlreiche Werkleute zu umfassenden Bauten. Die einfache, weitausblickende Warte auf der Höhe wurde in eine stattliche Veste verwandelt, mit dem starken Thurme, und dem weiten Mauerringe, die nebst dem berühmten tiefen Brunnen wohl noch von dieser ersten Anlage herrühren. Auch die uralte Kapelle mit ihren romanischen Bogen deutet auf diese früheste Zeit ihrer Entstehung zurück. Ebenfalls wurde die Häuseranlage am Fusse der Burg und längs des Flusses mit Mauern und Streitthürmen umfasst, und mit ansehnlichen Freiheiten ausgestattet. In demselben Jahre noch feierte der Herzog auf der neuen Burg seine Vermählung mit der schönen und geistreichen böhmischen Herzogstochter Ludmilla, der jugendlichen Wittwe Graf Albrechts von Bogen. Sie soll sich seinen Besitz auf romantische Weise erlistet haben. Der Herzog ritt nämlich mehrmals auf ihre Burg Bogen und entbrannte in Liebe zu der schönen Frau. Stets ward sein Dringen züchtig abgewiesen. Als er eines Tages wieder einsprach, fand er im Gemache der Gräfin einen Teppich aufgehangen, dem drei Ritter in Lebensgrösse eingewirkt waren. Da er nun aufs Neue um den Sold treuer Minne flehte, sprach die schlaue Wittwe lächelnd: „Gut denn, er sei euch gewährt, wenn ihr mir feierlich vor diesen Rittern die Ehe gelobt.“ Arglos schwur er. Als sich aber der Vorhang regte und hob, und drei gewappnete Vasallen Ludmillens als lebende Zeugen des Schwures hervortraten, ritt er voll Unmuth von hinnen. Nach Jahresfrist hatte jedoch die Liebe seinen Zorn besiegt, er führte die schöne Frau heim und erwarb mit ihr die reiche Grafschaft, fast alles Land von der Donau bis tief in den Böhmerwald hinein umfassend.

Nachdem Ludmilla zum zweitenmale Wittwe geworden, entsagte sie der Welt, und stiftete das Kloster Seligenthal am Fusse der Stätte, wo sie Ludwig einst angetraut worden. Hier beschloss sie auch ihre Tage. Landshut aber ward Residenz des ganzen Bayerlandes und blieb es auch von einem Theile desselben, bis seine eigene Regentenreihe mit Georg dem Reichen am Ausgange des XV. Jahrhunderts erlosch.

Das Bild ist von Mosdorf gemalt.



19. Ludwig der Kehlheimer wird auf dem Zuge gegen Kairo der Retter der Kreuzfahrer. 1221.

Jerusalem, die heilige Stadt, war nach achtundachtzigjährigem Besitz der Christen 1187 wieder in die Hände Saladins gefallen. Ein Schmerzensschrei durchdrang das ganze Abendland. Aber vergebens zogen aufs Neue unter den mächtigsten Herren der Christenheit zahllose Streiter nach Syrien. Innere Uneinigkeit lähmte ihre Kraft und die heiligen Stätten blieben im Besitze der Ungläubigen. Da ward endlich der Plan gefasst, von Aegypten aus, dessen Sultane damals die gewaltigsten Fürsten des Islam waren, gegen Jerusalem vorzudringen. Wirklich gelang es auch einem Kreuzheere, in welchem Johann, der Titularköuig Jerusalems, der König Heinrich von Cypern und Herzog Leopold von Oesterreich die hervorragendsten Führer waren, in dem unter vielen edlen Bayern auch die Grafen von Vohburg und Plain und der bekannte Minnesänger Nithart die Waffen trugen und bei dem sich selbst der heilige Franz von Assisi befunden, das feste und wichtige Damiette, den Schlüssel Aegyptens, nach heldenhaften Kämpfen und unsäglichen Mühen zu erobern und sich dort festzusetzen.

Damals hatte auch Herzog Ludwig die längst gelobte Heerfahrt angetreten und stiess mit mehreren Bischöfen und nahe an vierhundert Grafen und Edelherrn seines und der übrigen deutschen Lande zum Heere der Kreuzfahrer. Schon war dessen Kraft zum weitern Zuge nach Kairo wieder erlahmt, und müssig, zerspalten durch innere Zwistigkeiten, lag es am Ufer des Nilarmes vor der erorberten Stadt. Umsonst widersetzten sich König Johann und die Meister der drei Ritterorden der unvernünftigen und halsstarrigen Weigerung des Kardinals Pelagius Galvani, des päbstlichen Legaten, der sich als obersten Führer des Kreuzheeres betrachtete, und verlangten die Annahme der ehrenvollen Anträge des Sultans Malek el Kamel, welcher für Damiette die Herausgabe des Königreichs Jerusalem bot. Pelagius drang durch, leider von Herzog Ludwig im Auftrage Kaiser Friedrich II. unterstützt, und der Zug gegen Kairo wurde beschlossen. Indessen hatte die Aufforderung des Kalifen zu Bagdad, der den heiligen Krieg predigen und die Fahne des Propheten entrollen liess, unzählige begeisterte Streiter unter den Befehl des Sultans von Aegypten versammelt. Das Christenheer brach auf, die Zeit jedoch war übel gewählt. Die Wasser in dem vielfach verschlungenen Geäder der Nilmündungen, zwischen denen die Kreuzfahrer eingekeilt waren, schwollen immer mehr an und als es den Muselmannen gelang, auf einen der vielen Kanäle des Stromes selbst in den Rücken der Christen zu kommen und während der Nacht die Schleussen zu öffnen, strafte sich die thörichte Zuversicht des Legaten auf furchtbare Weise. Die Fluthen stiegen höher und immer höher, alles Gepäck, aller Mundvorrath wurde eine Beute des Stromes, stündlich fanden Hunderte von Kriegern und Rossen ihren Tod in seinen Wellen. Mehrere Ritter wurden an die Sarazenen Fürsten gesandt, um ihnen ehrlichen Kampf anzubieten. Diese waren jedoch weder unklug noch grossmüthig genug, den von der Verzweiflung gebotenen Vorschlag anzunehmen. Da stellte sich König Johann und der Herzog Ludwig selbst dem Sultan zum Zweikampfe. Der aber entgegnete: „Was soll ich zum Schwerte greifen, steht es doch völlig in meiner Macht, euch alle sterben zu lassen?“ Endlich entschloss er sich dennoch, wohl einen Kampf mit Verzweifelnden scheuend, zum Vergleiche, und bewilligte, gegen die Räumung von Damiette ungehinderten Abzug, Freiheit der Gefangenen und Rückgabe des heiligen Kreuzes — selbst 30,000 Brode sandte der menschlich fühlende Sultan in das Lager der ausgehungerten Christen. Bis alles erfüllt, sollten der König, der Herzog, der Legat und der Bischof von Ptolomais als Geiseln in seiner Gewalt bleiben. Im frommen Eifer trat auch Franz von Assisi vor den Sultan, und suchte ihn zu bekehren. Er hörte den Heiligen aufmerksam und gütig an, gab aber seinen Worten keine Folge.

Viele bayrische Grosse, unter ihnen Bischof Ulrich von Passau, erlagen den Mühseligkeiten dieses Zuges; Ludwig aber, wegen seines hochherzigen Anerbietens von dem Sarazenenfürsten hoch geehrt, gelangte gegen Ende des Unglücksjahres wieder in seine Lande zurück. In seinem Gefolge mochte sich auch der berühmte Minnesänger Hiltebold von Schwangau befunden haben, der eben damals seine Kreuzfahrt unternahm.

Das Bild, lebendig entworfen und von seltener Kraft der Färbung, hat Beischlag gemalt.


19

20. Erbprinz Otto erwirbt durch seine Verbindung mit der Erbgräfin Agnes die Pfalzgrafschaft. 1225.

Das herrliche Land an beiden Ufern des Mittelrheins, rings um das vielthürmige goldene Mainz, um Worms, der Stätte der urältesten deutschen Sage, und um die mächtige, ernste Kaisernekropole Speier ausgebreitet, eine der gesegnesten Fluren Deutschlands, war seit Jahrhunderten dem Pfalzgrafen des Rheines, einem der mächtigsten Fürsten des Reiches unterthan. Anfangs im wechselnden Besitze verschiedener Häuser behauptete diese Würde um die Mitte des XII. Jahrhunderts Graf Hermann von Stahleck. Dieser führte, die Macht der damals ausgestorbenen rheinfränkischen Herzoge ursurpirend, blutige Kämpfe mit den benachbarten Kirchenfürsten und wurde desshalb von Kaiser Friedrich I. wegen Landfriedensbruch zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt. Er starb unbeerbt 1165.

Nun verlieh Friedrich seinem Halbbruder Konrad von Staufen das reiche Land. Dieser nahm seinen Sitz auf dem Stahlbohel und mehrte sein Gebiet ansehnlich durch Schirmherrschaft über Hochstifte und Klöster. Es ist begreiflich, dass die Hohenstaufen eine so bedeutende Besitzung ihrem Hause zu erhalten strebten, um so mehr, seit die mächtigen Welfen ihre Feinde geworden Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Konrad besass nur eine Erbtochter Agnes und sie sollte durch ihre Vermählung mit einem Verwandten des Hauses diesem das so wichtige Erbe erhalten. Aber ihr Herz war nicht mehr frei und gerade der schöne und tapfere Heinrich, der Sohn des verhassten welfischen Löwen, hatte es zu gewinnen gewusst. Den Zorn des Kaisers, des finstern und gewaltigen Heinrich VI., fürchtend, soll nun, so erzählt die Sage, der Pfalzgraf den sogenannten Pfalzgrafenstein mitten im Rheine erbaut und Agnes dort eingeschlossen haben. Aber weder die Tiefe des Rheins noch die Höhe der Mauern konnten der Macht der Liebe widerstehen. Von der Mutter im Pilgerkleide eingelassen ward ihm das höchste Minneglück zu Theil und Agnes gesegnet. Der Pfalzgraf gerieth in die grösste Bestürzung, eilte zum Kaiser nach dem nahen Speyer und flehte ihn an, die Ehre des Hauses wieder herzustellen. Der aber blieb so lange unerbitterlich, bis ihm der Trauungsakt des Paares ausgehändigt worden. Auch diesen wusste die listige Mutter zu schaffen und Agnes genas im Jahre 1201 eines Töchterleins, das nach ihrem Namen getauft wurde. Konrad aber gab ein Hausgesetz, dass künftighin alle Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett in der engen Kammer des Pfalzgrafensteines zu halten hätten.

Was die Hohenstaufen gefürchtet, traf ein. Der junge Heinrich ergriff die Parthei seines Bruders Otto, des nachmaligen Königs, gegen Philipp von Schwaben. Friedrich II. that ihn desshalb später in den Bann des Reiches, und verlieh 1215 sein Amt an Herzog Ludwig von Bayern. Der konnte aber, so lange die Welfen noch mächtig am Rheine waren, nicht zu dessen ruhigen Besitz gelangen. Er wurde sogar in demselben Jahre von Heinrichs Anhängern entscheidend geschlagen und gefangen genommen, und nur eine allgemeine Landsteuer, auf 200,000 Pfd. veranschlagt, vermochte ihn loszukaufen.*)

Wie durch die Mutter die pfälzischen Lande, damals erst aus dem Kraichgau und dem Gebiete von Heidelberg, Bacharach und Stahleck bestehend, an die Welfen gelangt, so sollten sie nunmehr durch die Tochter bleibend an das Haus Wittelsbach kommen. Schon 1216 war zwar Ludwig im unbestrittenen Besitze derselben, verwaltete sie jedoch gleichsam nur als Vormünder für die junge Erbin, die, seinem Sohne Otto bereits im Kindesalter verlobt, an seinem Hoflager zu Kelheim und Landshut erzogen wurde.

Im Jahre 1225 konnte der Besitz der schönen Pfalz endlich für alle Zeiten seinem Hause gesichert werden. In den Pfingstfeiertagen veranstaltete Herzog Ludwig in seiner neuerbauten Burg zu Straubing einen prächtigen Hoftag, dem der junge König Heinrich, Kaiser Friedrichs II. Sohn, der von den Minnesängern vielgefeierte Leopold von Oesterreich, die Herzoge von Kärnthen und von Meran, die Kirchenfürsten der Hochstifte von Salzburg, Würzburg, Bamberg, Passau, Regensburg, Augsburg, Eichstädt, Brixen, dann die der erst neu gegründeten Sitze zu Chiemsee, Seccau und Lavant, sowie ein reicher Kranz bayrischer Edler und eine zahllose Menge Volkes beiwohnte. Zuerst wurde der einundzwanzigjährige Otto wehrhaft gemacht und ihm der Ritterschlag ertheilt und dann die Ehe mit der drei Jahre älteren Braut durch den Erzbischof von Salzburg eingesegnet. Prachtaufzüge, Turniere und Fackeltänze verherrlichten nach der Sitte jener Zeit das glänzende Fest, nach dessen Beendung die Neuvermählten an den Rhein zogen und dort im Schlosse zu Heidelberg ihren Sitz aufschlugen, wo am 13. April des Jahres 1228 Agnes ihren Gemahl mit einem Sohne beschenkte, der dem Grossvater zu Ehren Ludwig getauft wurde.

Das Bild, von trefflicher Farbenwirkung, hat Wagner gemalt.

*) Kloster Scheyern allein hatte 100 Pfund beizutragen. Da das Pfund 240 Pfennige hielt, so entsprach es ungefähr unserm Gulden, hatte aber natürlich einen weit höhern Werth. Es galt z. B. ungefähr gegen Ende des XIII. Jahrhunderts ein Schäffel Korn 80, ein Eimer Bier 20 Pfennige; ein gutes Ross war um 3 Pfund zu kaufen, ein Schwert um 32 Pfennige, u. s. w.


20.

21. Herzog Otto III. von Niederbayern wird 1305 zum Könige von Ungarn gekrönt.

Mit dem Tode des Königs Andreas war im ersten Jahre des XIV. Jahrhunderts Arpad's altes Königshaus, das seit vier Jahrhunderten Ungarn beherrscht und mächtig gemacht, erloschen. Mehrere Prätendenten traten auf, aber, so oft im Aufstande gegen ihre angestammten Fürsten, konnten die herrischen und selbstsüchtigen Grossen des Landes sich um so weniger über die Nachfolge eines Fremden einigen. Rom, seiner alten Politik getreu, unterstützte den Urenkel des blutigen ersten Karl's von Anjou, den König von Neapel, dessen Grossmutter die ungarische Königstochter Maria gewesen. Er hatte grossen Anhang im Lande und mit ihm waren die Habsburger. Zahlreiche Bischöfe und Magnaten hingegen widersetzten sich der Anmassung des Pabstes und wählten Wenzel von Böhmen, einen Nachkommen Bela's IV., zum Könige. Dieser schickte seinen zwölfjährigen Sohn gleichen Namens, der aber von Karl's Anhängern bekriegt und in Ofen belagert wurde. Der Vater entsetzte ihn, und führte ihn nebst den ungarischen Reichsinsignien nach Prag zurück, wo endlich, nach des Vaters Tode, der junge König seine Rechte auf Ungarn dem Herzoge Otto von Niederbayern, dem Sohne von Bela's jüngerer Tochter Elisabeth abtritt.

Die Wege waren allerorten von Anhängern des Anjou verlegt, zu denen auch Kaiser Albrecht, der erbitterte Feind der Wittelsbacher, gehörte. Dennoch schlich sich Otto, als Kaufmann verkleidet, mit wenigen Getreuen durch. Unter den Reichskleinodien, die er mit sich führte, war besonders sorgfältig die Krone des heiligen Stephan in einem hölzernen Gehäuse verborgen, denn nur der galt den Magyaren als ihr wahrer König, dem sie in der alten Krönungsstadt Stuhlweissenburg auf's Haupt gesetzt worden. Sie ward zum Entsetzen Otto's und seiner Getreuen an einen Morgen vermisst, fand sich aber nach eifrigem Suchen wohlbehalten wieder in einem Sumpfe, in dem sie ihr Träger beim nächtlichen Ritte verloren hatte. Nach vielen Fährlichkeiten gelangten sie endlich nach Stuhlweissenburg, wo Otto am 6. Dezember 1305 von den Bischöfen von Czanad und Vesprim unter dem Zurufe des Volkes gekrönt wurde. Seine Regierung war weder von Segen noch von Dauer. Zu schwach um der Wildheit, zu gutmüthig um der Schlauheit seiner halbbarbarischen Unterthanen gewachsen zu sein, ward er der Spielball aller Partheien, die er doch beherrschen sollte. Auf seinem Umzuge im Lande bemächtigte sich zuletzt der Woiwode von Siebenbürgen selbst seiner Person, und mit ihr der Reichskleinodien, und wollte ihm die eigene Tochter zur Ehe aufdringen. Der Braut und seiner Haft entrann der König, die Krone aber, nach der er vor Allem begehrte, blieb in der Hand des Verräthers. Nun floh er, als ein armer Freihart, durch die Walachey, Polen und Schlesien. Hier von Herzog Heinrich von Glogau erkannt, wurde er auf Anstiften seiner Feinde aufs neue festgehalten, löste sich aber durch seine Verbindung mit dessen Tochter Agnes, deren Liebe ihm seinen Kerker geöffnet. Zu Straubing wurde während der Pfingstfeiertage des Jahres 1308 das Hochzeitfest begangen.

Gegen Kaiser Albrecht, der mittlerweile die Lande Otto's überfallen und furchtbar verwüstet hatte, entbrannte nun der grausamste Vergeltungskrieg, und als der harte Mann durch die Hand des eigenen Neffen ein blutiges Ende gefunden, wüthete derselbe gegen seinen Sohn Friedrich fort. Das Landvolk Niederbayerns — „an sechzigtausend Mann" sagen die Chroniken — war aufgestanden, und rächend in Oberösterreich eingefallen. Endlich, als jeder Theil des Verheerens müde, und geschreckt durch eine fürchterliche Seuche, welche durch ganz Europa wüthete, nach Frieden seufzte, wurde dieser, vorzüglich durch Herzog Ludwig von Oberbayern, dem nachmaligen Kaiser, zu Passau 1311 vermittelt.

Ein Jahr später versammelte Otto die vornehmsten Bürger von Landshut und Straubing an seinem Sterbebette, übergab ihrer Obhut seinen erst fünfzehn Tage alten Sohn und die unmündigen Knaben seines verstorbenen Bruders Stephan, mit dem theuern Eide, die Kinder und das Land nur der Pflege seines Vetters Ludwig zu überantworten, der mittlerweile die jüngere Schwester seiner Gemahlin, Beatrix, geheirathet hatte. Vorher schon stellte er, von schweren Schulden gedrückt, gegen ansehnliche Steuergewährung, den Prälaten und der Ritterschaft jene verhängnissvolle Ottonische Handveste aus, deren ungewöhnliche Freiheiten die Quelle endloser Zwiste auf zwei Jahrhunderte hinaus wurde. Am 9. September 1312 schloss der hartgeprüfte Fürst auf immer seine Augen.

Das Bild hat Pechmann gemalt.


21.

Ludwig der Bayer.

22. Herzog Ludwig's Sieg bei Gammelsdorf über die Oesterreicher und Niederbayern am 9. November 1313.

Das Vertrauen, welches der sterbende Otto, gewarnt durch die Treulosigkeit seiner ungarischen Magnaten, dem Adel Niederbayerns entzogen, und seinen treuen Bürgern von Landshut und Straubing geschenkt hatte, erbitterte die Ritter auf's Aeusserste. Sie verbanden sich, an ihrer Spitze die mächtigen Grafen von Hals und die Herren von Degenberg, mit den beiden Herzoginnen, den Müttern der jungen Fürsten, um ihrerseits den Herzogen von Oesterreich, Friedrich und Leopold, als künftigen Schwähern des ältesten Prinzen, die Vormundschaft und Verwaltung Niederbayerns zu übertragen. Auch hierin willigte Ludwig. Als sich aber die Anmassung der Oesterreicher und Ritter immer mehr steigerte, kam Ludwig, um abzumahnen und zu warnen, mit Herzog Friedrich in Landau zusammen. Die Unterredung ward zum heftigsten Streite, so dass ersterer bereits zum Schwerte gegriffen, und die Umgebung beide Herzoge nur mit Mühe zu trennen vermochte. Friedrich verliess zornentbrannt das Schloss, und der Krieg, oder vielmehr die wildesten Verheerungszüge der Ritter und Bürger begannen.

Ludwig sammelte, letztern zu Hilfe, bei Altomünster seine Ritter und Reisigen; viel befreundeter Zuzug aus Schwaben und Franken stiess zu ihm. Der ganze Herbst verging unter diesen Rüstungen. Am Ausgange desselben kam, durch das Vilsthal herauf, geführt von Ulrich von Walsee, das Heer der Oesterreicher, wildes Volk aus Mähren und Ungarn in seinen Reihen. Mit ihm die Ritterschaft Niederbayerns. Bei Moosburg passirten sie Isar und Amper, und schlugen ihre Wagenburg auf den Höhen zwischen Isareck und Gammelsdorf auf, dort das Heer Friedrichs erwartend, das, in den vorderösterreichischen Landen gesammelt, aus Schwaben herbeiziehen sollte. Aber Ludwig kam ihnen zuvor. Ein Kriegsrath in seinem Lager beschloss raschen Angriff. Das Hauptheer zur Begegnung der, von Westen erwartenden Feinde zurücklassend, brach er nur mit vierhundert Reitern beim frühesten Morgengrauen auf, durcheilte das Glan- und Amperthal, vereinigte sich bei Isareck mit den wehrhaften Bürgern von Moosburg und Landshut, Straubing und Ingolstadt, und kam am neunten November Mittags in der Nähe der Feinde an. Dichter Nebel deckte die ganze wasserreiche Gegend. Lautauf donnerte der gewohnte Schlachtgesang und Ludwigs Reiter brachen in den sorglosen Feind. Dieser, so plötzlich überfallen, war schon in der ersten Stunde völlig zersprengt, und focht, ohne Plan und Ordnung, in regellosen Haufen. Die Ungarn und Kumanen konnten wegen des dichten Nebels keinen Gebrauch von ihren Pfeilen machen, und wandten sich, die ersten, zur Flucht. Rüdiger von Pinzing warf das Hauptbanner Oesterreichs nieder und fing dessen Träger. Noch kämpfte Ulrich von Walsee ritterlich bis der Tag sich neigte. Endlich nachdem die Edlen von Swezzelberg mit gesparter Kraft an der Spitze ihrer Knechte in die ermüdeten Feinde einbrachen, stürzte sich Alles in wilder Flucht der langen Brücke bei Volkmannsdorf zu. Diese, unfähig, die ungeheuere Last der Fliehenden zu tragen, krachte zusammen und viele Feinde fanden ihr Grab in den Wellen. Die Niederlage der Oesterreicher war vollendet. Dreihundert und fünfzig Edelleute aus Oesterreich und Niederbayern wurden gefangen; die Wagenburg und das Lager mit reicher Beute ward Gewinn der Sieger und fiel meistens den Bürgern als Beute zu. Ihren Heldenmuth zu ehren, setzte Ludwig den Ingolstädtern den blauen, feuerspeienden Panther, das Wappen Niederbayerns, den Landshutern statt der drei Peckelhauben die ritterlichen Stechhelme in ihr Banner.

Das Bild, wohl eines der mindest gelungenen, hat Deckelmann gemalt.



23. Sieg bei Ampfing und Mühldorf über Friedrich den Schönen von Oesterreich 1322.

Seit dem beklagenswerthen achten September des Jahres 1156, der das alte grosse Herzogthum Bojoarien in die beiden Herzogthümer Bayern und Oesterreich zerriss, verging kein Jahrhundert, in dem sich diese Brudervölker nicht in den Waffen gegenüber standen. Aus dem alten Granitblock, an dem sich Slaven- und Magyaren-Stürme gebrochen, waren zwei Mühlsteine geworden, die sich nun beständig aneinander rieben.

So war es denn auch im Beginne des XIV. Jahrhunderts. Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern waren jeder von einem Theile der Wahlfürsten zum König erkoren, jener zu Köln, dieser zu Frankfurt gekrönt worden. Nachdem manches Treffen ohne Entscheidung geschlagen, manch' wackrer Ritter und Bürger in den Tod gegangen, nachdem der blutige Hader bereits in die acht Jahre gewährt, beleuchtete endlich die Sonne des glorreichen 28. Septembers 1322 den Entscheidungssieg der Bayern und ihrer Verbündeten.

Nördlich des Inn bis hinüber zum Flüsschen Isen breitet sich zwischen Mühldorf und Erharting, Ecksberg und Ampfing eine grosse, nur gegen den Inn steil abfallende Ebene aus, in ihrem westlichen Theile die Vehwiese genannt. Am 27. lagerte bereits das Heer Friedrichs, in dem sich auch viertausend Ungarn und viele heidnische Kumanen befanden, bei dem salzburgischen Städtchen Mühldorf. Es war unter haarsträubenden Gräueln, im eigenen Lande verübt, längs der Donau heraufgezogen. Ludwigs Verbündete waren die Lützelsburger: König Johann von Böhmen und Kurfürst Baldwin von Trier, sein Vetter Heinrich von Niederbayern und Burggraf Friedrich von Nürnberg. Dazu kamen die Grafen von Henneberg, Hohenlohe, Schlüsselberg, Oettingen und Montfort nebst vielen Adeligen aus Frankenland, sowie die treuen Bürger seiner Städte, die besonders noch am Montag den 27ten in seinem Heere zusammenströmten. Es zählte nun über 1500 Reiter und 30,000 Fussgänger, und lagerte am linken Ufer der Isen. Jetzt ward der Angriff beschlossen, ehe der Zuzug aus Nieder-Oesterreich und dem Elsass eingetroffen war, welcher schon unter Friedrichs Bruder Leopold am Lech stund, durch die, den Mönchen von Fürstenfeld gelungene Festnehmung seiner Boten aber glücklich aufgehalten wurde. Ein Ritter kündigte den Kampf für den folgenden Tag im Lager der Oesterreicher an, und trotz der Abmahnungen seiner Getreuen, welche auf Leopold warten wollten, trotz der erkundeten Ueberzahl des bayerischen Heeres, nahm Friedrich ihn an.

Am 28. früh wurde in beiden Lagern das Messopfer dargebracht und das heilige Abendmahl gereicht. Dann überschritten die Bayern die Isen beim Schlosse Zangberg und begannen den Angriff, im Centrum von Heinrich von Niederbayern, auf dem linken Flügel von König Johann, auf dem rechten von Ludwig selbst geführt. Jenseits des Flüsschens, in dunkler Waldschlucht verborgen, blieb der Burggraf zurück und harrte seiner Zeit. Der König und noch eilf seiner Ritter um ihn, in unscheinbare blaue Waffenröcke mit weissen Rauten gekleidet, blieben abseits, doch hielt bei ihm Conrad von Schlüsselberg mit dem Reichsbanner. In vier Schlachthaufen geordnet stunden die Oesterreicher, an mehreren Tausend weniger. König Friedrich in prachtvoller Rüstung, weitum an dem habsburgischen Pfauenbusche kenntlich, führte den zweiten, auch vor ihm wehte das Reichsbanner in den Händen des elsässischen Ritters von Geroldseck.

Die Böhmen begannen den Kampf. Ihr ungestümmer Anprall wurde jedoch von den Oesterreichern und den Steyerern tapfer abgeschlagen, und wäre ihr verwundeter König nicht von einem österreichischen Ritter selbst unter den Rosseshufen des feindlichen Heerführers, des Marschalls von Pielichdorf, hervorgezogen worden, so wäre mit seinem Leben wohl auch die Schlacht verloren gewesen. Fünfhundert Reiter waren gefangen worden und mussten schwören, sich nicht mehr am Kampfe zu betheiligen; der Rest ward über die Isen zurückgeworfen. Zugleich war Friedrich gegen Ludwigs Flügel vorgerückt. Unentschieden wogte hier der Kampf, immer wieder neu entfacht, Friedrich drang so unwiderstehlich ein, dass er mit eigner Hand das Banner von Bayerland niederwarf, und that solche Wunder der Tapferkeit, dass: „kein besserer Ritter war in all' dem Streite." Schon schien der Tag den Oesterreichern zu gehören. Aber den Bayern und Böhmen war der Muth nicht geschwunden. Um die noch ungeschwächten Niederbayern im Centrum sammelte sich Alles zu erneutem Angriff. Der rechte Flügel der Oesterreicher war zu weit vorgedrungen, gegen seine ungedeckte Flanke richtete sich jetzt der erste Anfall. Auch die Sonne war all-

mählig tiefer gesunken, ihre Strahlen, die an den blanken Harnischen zurückprallten, blendeten die Augen der Feinde; der ungestümme Stoss brachte sie in Verwirrung, sie wichen. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien, die Isen durchsetzend, der Burggraf mit fünfhundert Helmen. Jubelnd ward er von den Oesterreichern als der sehnlichst erwartete Leopold begrüsst. Um so schrecklicher war die Enttäuschung. Mit wildem Kriegsgeschrei, alles vor sich niederwerfend, brachen diese neuen Feinde in das erschütterte Heer. Das Banner Oesterreichs wurde niedergeworfen, die Meisten flohen, wer noch um sein Leben stritt, fiel oder wurde gefangen. Friedrich kämpfte heldenmüthig, von Feindesleichen umgeben. Da sank sein Ross von einer Lanze durchbohrt; er mit ihm. Ein Edelknecht, Konrad Rindsmaul, Pfleger zu Neustadt an der Donau, nahm ihn gefangen. Den fragte der König, wessen Mann er sei. „Des Burggrafen“ war die Antwort. Diesem, herbeigerufen, übergab er sein Schwert, und ward von ihm zu Ludwig geführt. Es war um die Vesperzeit, als der Bayer ihn, unter einem Baume stehend, mit den Worten empfing: „Herr Oheim, ich sah euch nie so gerne.“ Tieferschüttert blickte Friedrich schweigend zur Erde; aber Ludwig sicherte ihm in edler Weise Leben und Gut, und hielt treulich sein Wort.

Diess war der Verlauf einer der gewaltigsten Schlachten des Mittelalters, sie befestigte die erste Krone der Welt auf dem Haupte des Wittelsbachers. Von Seite der Sieger deckten eilfhundert Todte und dreitausend Rosse die Wahlstatt. An dreitausend fünfhundert Gefallene zählte der Feind. Unter den Gefangenen waren ausser dem Gegenkönige noch dessen Bruder Heinrich, der Marschall von Pielichdorff und allein nahe an fünfzehnhundert gekrönte Helme. Friedrich ward auf die Veste Transnitz in der Oberpfalz gebracht, Heinrich dem Könige von Böhmen überlassen.

Um diese beurkundete Darstellung schlingt sich aber ein Kranz anmuthiger Sagen. So werden Anordnung und Oberleitung der Schlacht einem greisen Ritter, Seifrid Schweppermann aus dem Nordgau zugeschrieben, der schon bei Gammelsdorf „das Best' gethan“, und vom König Ludwig bei Vertheilung der spärlichen Lebensmittel nach der Schlacht die schönen Worte berichtet: „Jedem Mann ein Ei, dem frummen Schweppermann zwei.“ Ein wunderbarer Ring, im Besitze Friedrichs, soll durch das Erbleichen seines Kleinods diesem seine Niederlage verkündet haben. In Wirklichkeit that es beim Durchzuge zu Admont der gelehrte Magister Berthold von Verona, „als Strafe für die an seinen Völkern verübten Greuel“, wie die Jahrbücher von Klosterneuburg meinen. Die Münchner Sauerbäcker sollen in der Schlacht sich vor Allen ausgezeichnet und ihren Fürsten aus der drohendsten Gefahr herausgehauen haben. Dafür schenkte ihnen Ludwig den Reichsadler in ihr Panier und verlieh ihnen das Zunfthaus an der Hochbrücke im Thal zu München. Noch eröffnen sie in alterthümlicher Kleidung die Fronleichnamsprozession daselbst. Als Streit über den Ritter entstund, der den Gegenkönig gefangen genommen, liess dieser sich die Schilde vorweisen. Er deutete auf den einen, einen Büffelkopf mit einem Ring durch die Nase zeigend, und sprach: „des Kuhmauls konnt' ich mich nit erwehren“. Es war der des Rindsmaul. Gottfrid Griessenbeck hatte sechs Banner der Oesterreicher erbeutet und ihre Träger erschlagen. So, blutbedeckt, trat er vor den König, der ihm den schwarzen Greifen seines Wappens in einen blutrothen verwandelte und in's Herzschild setzte. Zweimal soll der böhmische Ritter von Zierotin sich prahlend durch das ganze feindliche Heer im tollkühnen Reiterspiele durchgeschlagen, das drittemal aber mit seinem müden Rosse zusammengebrochen und, als gefeit, mit Streithämmern erschlagen worden sein. Heilwig von Wurmbrand lag nach blutigem Heldenkampfe todesmatt und todeswund unter seinem Rosse. Alles rief ihm zu, sich zu ergeben, da er der Ehre genug gethan. „Ich mein's“, sprach der tapfere Degen und noch heute ziert diese Devise das Wappen des erlauchten Hauses. Von dreiundzwanzig Trautmannsdorfen, die in der Schlacht gefochten, lagen zwanzig auf dem Bett der Ehre, unter ihnen der alte, achtzigjährige Stammherr. Auch die Kapelle nächst Ampfing soll einem Gelübde des Königs und der Seinen ihr Dasein verdanken und desshalb „Wenn wir siegen“, im Volksmund „Wimmasing“ genannt worden sein.

Das Bild ist von Muttenthaler gemalt. Leider hat der Künstler manche historische Wahrheit vermeinter künstlerischer Schönheit zum Opfer gebracht.



23.

24. König Ludwig erwirbt die Mark Brandenburg 1324.

Wie im Herzogthume Bayern die Ostmark sich allmählig durch die den Ungarn abgenommenen Länder vergrössert hatte und von Deutschen bevölkert wurde, so im Herzogthume Sachsen die Nordmark durch die den Slaven abgerungenen Gauen. Bis zum Sturze Heinrich des Löwen und seines grossen Herzogthums gehörte sie im Umfange der Altmark zu diesem. Albrecht der Bär, aus dem Hause Askanien oder Aschersleben, erwarb die Mittelmark und die Stadt Brannibor 1142 und nannte sich, unabhängig seit des Welfen Fall, Markgraf von Brandenburg. Seine Nachkommen, welche das Gebiet allmählig mit der Uker- und Neumark vergrössert hatten, erloschen mit Heinrich III. 1320. Nun kam mannigfache Noth über das blühend gewordene Land. Böhmen, Mecklenburg, die pommerschen Herzoge, die Bischöfe, selbst Polen reissen Städte an sich; Faustrecht und unaufhörliche Fehden wüthen, Adel und Geistlichkeit reiten im Stegreif und üben schamlos jede Art von Bedrückung und Plünderung. Schon war es nach dem Untergange der grossen Kaisergeschlechter dahin gekommen, dass nur mehr eine bedeutende Hausmacht dem deutschen Könige seine Herrschaft zu sichern vermochte. Auf deren Vermehrung also mit Recht bedacht, verlieh Ludwig der Bayern seinem ältesten, damals erst achtjährigen Sohne Ludwig, seitdem der Brandenburger genannt, die Marken, welche er bis zu dessen Volljährigkeit selbst verwaltete.

Dieser Besitz brachte weder dem Lande noch dem neuen Herrscherhause besonderes Glück. Obschon Ludwig später durch seine erste Ehe mit Margarethe von Dänemark einen reichen Brautschatz und manchen Besitz wieder erworben, so bringt doch ein verheerender Krieg mit dem mächtigen Erzbischof von Magdeburg und mit Polen Brandenburg in die schlimmste Lage. Die Lehenherrschaft über Pommern geht verloren, der Bann trifft den Markgrafen nach seiner zweiten Vermählung mit der Erbin Tyrols und über all diess tritt von dem nunmehrigen Todfeinde des Kaisers, dem Gegenkönige Karl von Böhmen nnterstützt, in seinem Lande 1348 der Müller Jakob Rehbock auf, durch täuschende Aehnlichkeit begünstigt, sich für den 1319 verstorbenen, grossen Markgrafen ausgebend. Er gewinnt solchen Anhang, dass dem rechtmässigen Herrn nur Frankfurth, Spandau und Brietzen, seitdem Treuenbrietzen genannt, bleiben. Nachdem Rehbock 1349 als Betrüger entlarvt, und Ludwig von dem neuen Könige Karl IV. aufs Neue feierlich mit der Mark belehnt worden war, entsagte er zu Gunsten seines Bruders Ludwig II. der Herrschaft. Unter diesem sinkt durch eine verheerend auftretende Pest, die grausame Judenverfolgung und die schrankenlosen Anmassungen des Adels der Wohlstand des Landes immer tiefer. Zwar wird es durch des Kaisers goldene Bulle zum Kurfürstenthume erhoben, aber zugleich auch durch einen Erbvertrag mit dem schlauen Luxemburger in's Netz seines damals übermächtigen Hauses gezogen. Noch folgt nach Ludwigs kinderlosem Tode 1365 — sein vereinsamter Sarg steht in der Marienkirche zu Berlin — der erst achtzehnjährige Bruder Otto, welcher bisher mit ihm regiert als Alleinherr. Schon im folgenden Jahre mit Katharina, der Tochter des Kaisers vermählt, gewann Karl über den leichtsinnigen und trägen Schwiegersohn vollends alle Herrschaft. Von Jenem im Kriege mit den Pommern absichtlich verlassen, zieht der wackere Friedrich, der Sohn des Münchner Herzogs Stephan, mit vielem bayrischem Adel dem bedrängten Oheim zu Hilfe, schlägt die Pommern siegreich aus dem Lande und wird von Otto dankbar als dessen Statthalter ernannt Nun mischt sich Karl, besorgt um die bereits für sicher gehaltene Beute und gestützt auf seinen Erbvertrag, selbst in den Streit, überzieht die Mark mit seinem Heere und erzwingt, nachdem in demselben Jahre seine kinderlos gebliebene Tochter gestorben, im Vertrage von Fürstenwalde 1373 deren Abtretung für eine Summe, mit welcher, wie die Chroniken spotten, nicht einmal die Glockenseile des Landes bezahlt worden.

So ging nach einem halben Jahrhunderte diese werthvolle Besitzung dem Hause Wittelsbach wieder verloren. Wieder ein halbes Jahrhundert, und das, so mächtige, weitgebietende Haus der Luxemburger war verschollen und in Nichts zerfallen, nachdem es sich schon nach drei Dezennien gezwungen sah, die Mark an die glücklicheren Hohenzollern zu verkaufen.

Otto beschloss in unwürdiger Buhlschaft mit der schönen Müllergretel sechs Jahre später auf dem einsamen Jagdschlosse Wolfstein bei Landshut sein ruhmloses Dasein. Von dort war nicht hundert Jahre früher der letzte Hohenstaufe zur Eroberung seines väterlichen Reiches nach Italien ausgezogen, und hatte statt der Krone den Tod auf dem Schaffot gefunden. Welch' lehrreicher Wechsel in den Schicksalen der Mächtigsten dieser Erde!

Das Bild hat Muttenthaler gemalt.


24

25. Ludwig des Bayern Krönung zu Rom 1328.

Die Schlacht der Gegenkönige war geschlagen. Ludwig der Sieger hatte die reichen Früchte derselben eingeerntet, die Mark Brandenburg seinem Hause zugewendet und die Aussicht auf das reiche Erbe Hollands mit der Hand seiner zweiten Gemahlin Margaretha gewonnen. Der, nach Anschauung jener Tage, werthvollste Preis, die römische Kaiserkrone, fehlte noch.

Italien war zur Zeit Ludwigs mehr denn je in Partheien zerrissen. Guelfen und Ghibellinen, die Anhänger des Pabstes und des Kaisers, zerfleischten in unausgesetzten Kämpfen das unglückliche Land. Nie schwieg das Getöse der Waffen und kaum war eine Stadt, deren Strassen nicht mit dem Blute der eigenen Bürger befleckt war, welche sich untereinander selbst mordeten. Es waren jene furchtbaren Tage, in denen Petrarca sein gramerfülltes Herz über das Unglück seines Vaterlandes in herrlichen Oden ergoss, die von wahrem, nicht blos poetischen Schmerze zeugen. Der heilige Vater aber, damals Johannes XXII., ein Südfranzose aus Cohoes, sass in dem fernen Avignon, wohin sein Vorfahr Clemens V. seit 1309 die Residenz der Päbste verlegt hatte. Von dort schleuderte er den Kirchenbann auf Ludwig, weil dieser im Gefühl seiner deutschen Fürstenwürde es verschmäht hatte, demüthig von ihm die Bestätigung als König der Deutschen zu erbitten und weil er sich thatkräftig der Ghibellinen angenommen, die des Pabstes Neffe, der kriegerische Kardinal Bertrand, an der Spitze der Guelfen in siegreichen Kämpfen an den Rand des Unterganges gebracht hatte. Sie flehten, an ihrer Spitze Galeazzo Visconti, der Gebieter Mailands, die Hilfe des Königs an, und luden ihn ein, nach Italien zu kommen und sich aus ihren Händen die Krone der Cäsaren zu holen, deren Verwesung der Pabst sich angemasst. Streitschriften flogen hin und her. Herrisch, voll Heftigkeit und Sophisterei von Seite Johanns, würdig und mit den schlagendsten Gründen von Seite Ludwigs, ihr Verfasser war dessen gelehrter Leibarzt Marsilius von Padua. Die Zeiten Gregors VII. aber waren vorüber und der Blitzstrahl aus Avignon zündete nicht mehr. Die deutschen Fürsten, welche nicht zu Habsburg hielten, vor allen die mächtigen Städte des Reichs, die in Ludwig ihren kräftigen Schützer fanden, stunden fest zu ihm, rissen des Pabstes Bannbullen von den Kirchthüren und vertrieben dessen Anhänger, welche es gewagt, sie anzuschlagen. Es wurden die Oberhirten von Magdeburg und Freising verjagt, ersterer sogar erschlagen, der von Salzburg geächtet. Und wie der Päbste Hinterlist so oft den Zwist der deutschen Fürsten genährt, um die Macht des Kaisers zu lähmen, so nützte jetzt der König den Streit ehrgeiziger Mönchsorden, um die Grundsäulen der päbstlichen Macht zu erschüttern. Der Pabst hatte nämlich, im Bewusstsein seiner eigenen Schuld, die wahrhaft christliche Lehre der Franziskaner von der freiwilligen Armuth der Kirche verdammt, und mehrere ihrer eifrigsten Prediger mit dem Feuertode bestraft. Seine Parthei nahmen allerorten die Dominikaner, schon in dogmatischen Streitigkeiten erbitterte Gegner der ersteren und noch überdiess dem Volke bereits als Ketzerrichter verhasst. Desshalb stützte Ludwig die Bettelmönche mit seinem königlichen Ansehen, und diese wurden in dankbarer Vergeltung seine wärmsten Vertheidiger. Die Weisesten ihres Ordens, Wilhelm Occam, der gelehrte Britte, Michael von Cesena und Bonagratia von Bergamo lebten an seinem Hofe,*) und kämpften mit siegender Beredsamkeit für sein Recht. Der berühmte Tauler verkündete in seinen mystischen Predigten und Schriften ungescheut des Pabstthums Verderbtheit, des Pabstes Ruchlosigkeit, und der, für heilig geachteten Ordensschwester, Margaretha Ebner aus Nürnberg hatte in ihrem himmlischen Gesichte das Jesuskind selbst zugerufen: „Ich will ihn — (den König) nimmer verlassen, denn er hat Lieb zu mir; geh' hin, das entbeut ihm.“

Nachdem sich Ludwig in wahrhaft christlicher Weise mit seinem gefangenen Gegenkönige versöhnt und die heilige Hostie mit ihm gebrochen, nachdem er ihn edelmüthig seiner Haft entlassen, ja selbst entschlossen war, des Reiches Krone mit ihm zu theilen, stieg er endlich, den Aufforderungen der Ghibellinen folgend, über die Alpen, um sich gleich seinen Vorfahren in Rom mit der ersten Würde der Christenheit schmücken zu lassen. In Trient wurde er von allen mächtigen Häuptern der Ghibellinen begrüsst, zog von da an ihrer Spitze mit seiner Gemahlin triumphirend in die Thore Mailands und setzte sich dort am Pfingsttage des Jahres 1326 die eiserne Krone der Lombarden

*) Sie fanden sämmtlich ihre Grabstätten in der ehmaligen Franziskaner Kirche in München.

aufs Haupt. Nachdem er vorher noch den Verrath des Visconti kraftvoll niedergeworfen und das guelfische Pisa bezwungen, und nachdem die langsam nachrückenden Schaaren aus Deutschland eingetroffen und der Herr Luccas, Castrucio Castraccani, die Seele der Parthei, zu ihnen gestossen war, wälzte sich das ansehnliche Heer, nun aus mehr denn viertausend Reitern und eilftausend Fussoldaten bestehend, langsam gegen Viterbo hinab. Der Gebieter dieser damals äusserst mächtigen und volkreichen Stadt, Silvestro di Gatti, empfing den König ehrfurchtsvoll in ihren Mauern. Rom, gleichfalls von Partheien zerissen, harrte seiner in Furcht und in Hoffnung. Das immer näher rückende Heer der Deutschen brachte endlich eine Verständigung der streitenden Partheien zuwege, die nun eine feierliche Botschaft mit Bedingungen an Ludwig schickten. Dieser, hievon unterrichtet, umging die Gesandten klugerweise und zog, den Meisten unerwartet, am siebenten Januar 1327 in die ewige Stadt. Freudig empfingen den König die Hauptleute und das Volk, grollend verliessen die hohe Geistlichkeit und die Dominikaner die vom Interdikt getroffene Stadt, in der jedoch, dessen unbekümmert, die Brüder des heiligen Franziskus fortfuhren, den Gottesdienst zu verrichten.

Der sechzehnte Januar ward zur Krönung festgesetzt. Am Morgen dieses Tages brach der König im feierlichen Zuge aus seiner Wohnung, dem Palaste der Colonna bei St. Maria Maggiore, auf. Vor ihm ritten vier Fahnenträger aus jedem Rione der Stadt. Ihnen folgten die Hauptleute und Senatoren, darunter Glieder der ersten Familien: der Colonna, Savelli und Orsini, nebst einer Menge römischer Ritter in reichgearbeiteten, den antiken nachgeahmten Rüstungen, oder in Goldbrokat und Scharlach gekleidet. Dann die Präfekten der Stadt und der Rath der Zweiundfünfzig. Ein Gesetzkundiger, die Reichsordnung voraustragend, lenkte den Zug durch die Strassen, deren damals noch in überreicher Anzahl vorhandenen Tempelruinen, Portiken und Säulenhallen mit Laubgewinden verziert, prangten, und welche mit flatternden Fahnen in den Farben des Königs und der Stadt bedeckt mit Blumenfestons, quer über von Haus zu Haus gespannt, die Fenster mit den kostbarsten Stoffen behängt, das herrlichste farbenreichste Bild darboten. Der Boden war mit Lorbeer- und Immergrünzweigen bestreut und Immortellen-Kränze schwankten an den Tausenden von Lanzen und Symbolen, welche hochgetragen in der Sonne glänzten, Paukenschläger, Tuben- und Klarinettenbläser waren auf den Plattformen der alten Triumphbögen aufgestellt, aber ihre Töne wurden überbraust von dem jubelnden Willkommgrusse des römischen Volkes. So gelangte man, der alten Triumphalstrasse folgend, zur Hauptkirche des Apostelfürsten.

Hier aber fehlte der weihende Pabst, wie der Pfalzgraf des Lateran, welcher der Reichsordnung gemäss, während der Krönung das Gefäss der Salböle halten sollte. Diese Würde ward, nebst dem Ritterschlage, an Ort und Stelle dem vielverdienten Herrn von Lucca ertheilt, dem Ludwig zur Erinnerung die blau und weissen Rauten in sein Wappen einfügte. Mit dem heiligen Oele aber salbte den neuen Kaiser und, wie die Folge lehrte, wahrlich nicht mit minderer Weihe, der schismatische Bischof Jakobus von Venedig unter Beistand des Bischofs von Aleria. Die Kaiserkrone selbst setzte ihm der Bevollmächtigte des römischen Volkes, Sciarra Colonna, der Erzghibelline und wilde Peiniger des eisernen Bonifaz VIII., aufs Haupt; seitdem schmückt sie die Säule im Wappen dieses Hauses. Zugleich mit Ludwig ward auch seine Gemahlin gekrönt, welche wenige Tage später ihren ersten Sohn Ludwig gebar, desshalb der Römer genannt. Hierauf liess der Kaiser drei Gesetze verkünden: Für Erhaltung der reinen Lehre, zum Schutze der niedern Geistlichkeit und der Wittwen und Waisen. Ein glänzendes Mahl auf dem Kapitol beschloss die Feier des Tages.

Noch war kein Kaiser mit solcher Kühnheit den angemassten Rechten der Päbste entgegengetreten, noch hätte keiner die Satzungen der Kirche mit so entschiedenem Erfolge verletzt. Wäre Ludwig gleich nach seiner Krönung dem getreuesten Anhänger des Pabstes, der Stütze der Guelfen, dem Könige Robert von Neapel, entgegengezogen, er hätte bei seiner Uebermacht des glücklichsten Erfolges sicher sein dürfen und die Sache der Ghibellinen hätte auf der ganzen Halbinsel triumphirt. Leider verstrich aber, wenn auch unter mancherlei neuen Einrichtungen, ein halbes Jahr in verderblicher Thatenlosigkeit, welche das Ansehen des Kaisers selbst in Rom untergrub. Mehrfache Reibungen zwischen Römern und Deutschen führten zu blutigen Kämpfen, die, nur mit Mühe gestillt, die gegenseitige Abneigung mehrten. Darum konnte es geschehen, dass der kühne Giacomo Colonna, des Kaiserkröners eigener Neffe, ungeschädigt entkam, als er, der Erzguelfe, es gewagt, nur mit drei Begleitern in die Stadt zu reiten und vor allem Volke an die Kirchthüre von St. Marcello den in den schärfsten Ausdrücken erneuten Bannfluch des Pabstes anzuheften. Wenig half es, dass Ludwig, um das Volk zu gewinnen, ein Gesetz erliess, dass künftig kein Pabst länger als drei Monate und weiter als zwei Tagreisen von Rom entfernt sein dürfe. Noch weniger, dass er, in zu grossem Vertrauen auf seine Macht, Johann XXII. all seiner Würden verlustig erklärte und als der Ketzerei schuldig, zum Tode verdammte. Hatten auch Johanns schamlose Habsucht, seine gewaltthätigen Eingriffe in die Besetzung der deutschen Kirche und seine Bemühung, einen Prinzen des Hauses Capet auf den Kaiserthron zu heben, den allgemeinen Zorn, besonders in Deutschland, mächtig gegen ihn entflammt, so war doch die scheue Ehrfurcht des Volkes vor der Heiligkeit des Statthalters Christi noch viel zu lebendig, als dass es nicht mit heimlichem Grauen den überkühnen Schritt des Kaisers vernommen

hätte, wenn auch einzelne muthvolle Herzen ihm in der Stille zujauchzen mochten.

Endlich am zwölften Mai 1328 schritt Ludwig in feierlicher Versammlung der Römer auf dem Kapitol zur Wahl eines neuen Pabstes. Er liess dem Volke den berühmten Minoriten-Prediger Pietro Rainalucci von Corvara aus dem Kloster Ara Coeli als solchen vorstellen. Dieses hatte einen Römer erwartet, gab aber doch aus Furcht vor der Macht des Kaisers seine Zustimmung. Ludwig bestätigte den neu Gewählten, der den Namen Nicolaus V. angenommen, erwies ihm die üblichen Ehren und zog dann mit ihm nach dem St. Peter, wo der Pabst von dem obengenannten Bischof Jacobus geweiht, und, ebenfalls eine unerhörte Neuerung, vom Kaiser gekrönt wurde. Selbst die deutschen Ritter missbilligten eine solche Kühnheit und wankten, im Gewissen beunruhigt, in ihrer Treue. Eine nochmalige Krönung, welche Nicolaus an dem Kaiser, um die Formmängel der ersten zu beseitigen, vornahm, blieb unnützes Schaugepränge.

Bei dem wankelmüthigen Volke aber sank Ludwigs Ansehen schneller als es gestiegen, da er keine neuen und glänzenden Erfolge zu erringen vermochte, und ihn das Glück verlassen zu wollen schien. Der neue Pabst fand selbst bei den heftigsten Gegnern Johanns keine Anerkennung. Die Guelfen in Oberitalien gewannen wieder die Oberhand und Castruccio, dem sie bereits seine Stadt Pistoja entrissen, verliess eiligst Rom und bemächtigte sich in ächt wälscher Treulosigkeit Pisa's, welches Ludwig im Namen des Reiches hatte verwalten lassen. Die Neapolitaner streiften plündernd bis an Roms Mauern, ihre Schiffe fuhren voll Uebermuth den Tiber herauf. Ja selbst unter den Deutschen schien der uralte Fluch unseres Volkes sich erneuern zu wollen; schon stunden Ober- und Niederdeutsche zum Bruderkampfe gerüstet sich gegenüber, und nur des Kaisers Bitten und Mahnworte vermochte diesen mit Mühe zu verhindern.

Die Kassen waren erschöpft, und ein, jetzt zu spät beabsichtigter Zug nach Neapel dadurch unmöglich gemacht. Auch Castruccio, dessen Name den Guelfen gegenüber mehr galt als ein streitfertiges Heer starb, und so musste endlich der Kaiser am sechsten August, vom Fluch und Spott und Steinwürfen der Römer verfolgt, die empörte Stadt verlassen, den ansehenlosen Pabst in seinem Gefolge, dem weder der Spruch eines bald darauf berufenen, freien Conzils, noch seine Bannbullen, die er nun gegen Johann schleuderte, zu einigem Ansehen verhelfen konnten. Später von den Italienern als Gefangener nach Avignon geschleppt, musste er demüthig mit dem Stricke um den Hals, vor seinem Gegner knieend Busse thun, der ihm den Fuss auf den Nacken setzte und ihn dann im Kerker verkommen liess.

Im Frühling des Jahres 1329 erreichte Ludwig endlich nach der Einnahme Pisa's, das er wieder verlassen musste, und nach erfolgloser Belagerung von Florenz mit den zerrütteten, meisterlosen Trümmern seines Heeres die Lombardei und das feste Pavia. Wieder war ein Römerzug misslungen und es schien, als sollte Italia bald in heuchlerischer Umarmung bald in blutiger Empörung sich fort und fort an den blonden deutschen Barbaren dafür rächen, dass sie es gewesen, die ihm einst die Herrscherkrone der Welt entrissen. Einen nachhaltigen Erfolg aber hatte dieser Heereszug doch errungen. Er hatte das Kaiserthum wieder zu einem Nationalgut der Deutschen gemacht, er hatte die Allgewalt des römischen Stuhles gebrochen und das Pabstthum von seiner schwindelnden Höhe weltlicher Hoheit gestürzt, er hatte den Weg gebahnt zu freier Forschung über die Rechte des Kaisers und der deutschen Fürsten, und dass die Lehre fruchtbaren Boden gefunden davon zeugt der Tag zu Rense.

Das tüchtig gemalte Bild mit der innern Ansicht der alten Peterskirche ist von Baumann.



26. Hausvertrag zu Pavia, welcher Bayern und Pfalz trennt 1329.

In Pavia harrte der Kaiser, geschwächt durch den Abfall vieler wälscher Herren, auf Verstärkung aus Deutschland, welche ihm König Johann zugesagt. Die Söhne seines ihm stets feindlichen Bruders Rudolf, Rudolf und Ruprecht, hingen treu an ihm, zogen mit ihm nach Italien, und vergebens war des Pabstes Lockung, den Jüngern auf seine Seite zu ziehen. „Dess sei Gott vor, dass ich den Söhnen sollt' entgelten lassen, was der Bruder an mir gesündigt", hatte Ludwig geäussert, und nun, nachdem sie zu ihren Jahren gekommen und nach eignem Land und Leuten verlangten, entsprach er diesen Worten und theilte die Stammlande Oberbayern und die Pfalz -- die Herzoge von Niederbayern lebten noch — mit seinen Neffen und dem Knaben ihres verstorbenen Bruders Adolf, gleichfalls Ruprecht genannt. Am 4. August 1329 ward jener wohlgemeinte aber unheilvolle Vertrag abgeschlossen, der die Länder des Hauses Wittelsbach, vereint die mächtigsten Deutschlands, nicht allein auf fünfthalb Jahrhunderte hinaus zerriss, sondern auch die Glieder desselben nicht selten in zwei feindliche Lager führte, wo sie, das Interesse ihres Hauses völlig vergessend, sich wie Todfeinde mit brudermörderischer Hand bekämpften. Rudolfs Nachkommen empfingen, was bereits ihr Vater besessen, die Pfalzlande am Rheine und den grössten Theil des Vizthumamtes Lengenfeld, denjenigen Landstrich Bayerns, der seit jener Zeit die obere Pfalz heisst. Das Andere behielt der Kaiser. Manches blieb ungetheilt, damit des künftigen Haders ja kein Ende. Noch ward ausgemacht, dass wittelsbachisches Gut auf ewig unveräusserlich an Fremde sei, und dass die Kur zwischen beiden Häusern wechseln solle.

Von Pavia kehrte Ludwig im Anfange des Jahres 1330 über die Alpen zurück, sein eigenes Land zu schützen. Der, dessen Schutz er es während seines Römerzuges vertrauensvoll übertragen, der edle Friedrich von Oesterreich, hatte die Augen auf immer geschlossen und seine Brüder Leopold und Otto, die Freunde des Pabstes, standen nun, zu rächendem Ueberfall gerüstet, an den Gränzen.

An diesen Heimzug des Kaisers knüpft sich eine der schönsten Legenden unseres Oberlandes. Als Ludwig nämlich in schwerer Bedrängniss zu Rom vor einem Altare der Gottesmutter gelegen, dass sie ihm Gnade erbitte von ihrem lieben Sohne, trat ein Mönch zu ihm und verhiess ihm Erhörung, wenn er gelobe dem schönen marmornen Marienbilde zu Ehren, das er ihm übergab, nach seiner Heimkehr in's Vaterland ein Kloster zu stiften an dem Orte, der Ampferang heisst. Der Kaiser gelobte es, fand die erflehte Hilfe, der Mönch aber war verschwunden. Nun zwei Jahre später auf der alten Römerstrasse von Verona nach Augsburg ziehend, denn er wollte nach letzterer Stadt, ward das Marienbild, welches der Kaiser auf den Armen trug, plötzlich so schwer, dass er vermeinte, es nicht mehr halten zu können, und sein Ross fiel zu dreienmalen auf die Vorderfüsse nieder. Ludwig forschte nach dem Namen der Gegend, und da ein Jäger, Namens Heinrich Fendt, aus Oberammergau sie Ampferang nannte, liess er hier das neue Stift errichten.

Damals war noch das Andenken an die herrlichen Dichtungen der Hohenstaufenzeit allenthalben lebendig im Volke. So mochte denn auch die Sage vom heiligen Gral, die Meister Wolfram von Eschenbach in seinem Titurel so trefflich besungen, im Geiste des ritterlichen Kaisers frische Sprossen treiben. Der neue Tempel, Etal, d. h. das Thal des Gelöbnisses oder der Verheissung, erhob sich, jenem Wunderbaue Montsalvaz nachgebildet und abweichend von allen gleichzeitigen Münstern, in zwölfeckiger Rotunde, auf Säulen gewölbt; und den Tabernakel von gleicher Form umschliessend, auf dem das Gnadenbild der Gottesmutter thronte. Alle die Gitter, die Laubgehänge und Fruchtgewinde, der Thurm und der Chor des Johannes und seiner Genossen, welche die Dichtung so glanzvoll schildert, fanden sich in dem Baue nachgeahmt. Die weltliche und geistliche Ritterschaft des Ordens weist endlich unverkennbar darauf hin, dass der Kaiser bei seiner Stiftung die Gralritterschaft und die Templeisen im Sinne gehabt. Neben den Mönchen sollten nämlich auch seine alten Kampfgenossen hier einen Ruheplatz für ihre letzten Tage finden. Darum liess er für dreizehn Ritter und deren Frauen Zellen anlegen und Alles vorsorgen, was zu erlaubter ritterlicher Lust gehörte. Die Söhne Ludwigs liessen die gemüthvolle Stiftung des Vaters eingehen. Kurze Zeit bestund hier im achtzehnten Jahrhundert eine Ritterakademie, auch sie erlosch 1744. Nur die Jünger des heiligen Benedict, die der Kaiser neben den Rittern in seinem Stifte eingesetzt, erhielten sich in solchem Wohlstande, dass sie nach einem verheerenden Brande die prächtige Rotunde in Nachahmung der alten Kirche erbauen konnten, welche noch heute das Thal schmückt und jenes wunderthätige Marienbild umschliesst, das, ein Bild des Gewissens, dem Sünder, der es aufheben will, zur Zentnerlast, dem Schuldlosen kaum fühlbar wird.

Das Gemälde ist von der Hand Baumanns.


26.

27. Herzog Heinrich von Niederbayern gründet 1337 die Bayerburg in Litthauen.

Beinahe mit dem ersten Auftreten des lettischen Stammes der Preussen in der Geschichte erzählt uns dieselbe auch von steten Kämpfen dieses Volkes mit den benachbarten Polen. Nach der Theilung Polens im Jahre 1138 errangen die Preussen immer grössere Vortheile und waren endlich im Anfange des XIII. Jahrhunderts dem Herzoge von Masovien so furchtbar geworden, dass er die Hilfe des deutschen Ordens anrief. Hermann von Salza, einer seiner trefflichsten Hochmeister, begann 1230 den Angriff gegen das heidnische Volk, und Kaiser Friedrich II., sowie Pabst Gregor IX. sicherten dem Orden den Besitz des Landes zu, das er erwerben und bekehren würde.

Fünfzig Jahre dauerte der überaus blutige Kampf und endete mit völliger Unterwerfung der Preussen. Aber der grösste Theil der Urbewohner war gefallen, das Land füllte sich mit deutschen Kolonisten, deutsche Sprache und deutsche Art wurden dort heimisch. Das Schwert der Ritter sank aber desshalb noch nicht in die Scheide, sondern wurde fortan in selten unterbrochenen Kriegen gegen die Polen und das östlich angrenzende heidnische Volk der Litthauer geschwungen.

Damals befand sich das heilige Land längst wieder im Besitze der Ungläubigen und die Heereszüge nach dem Orient hatten aufgehört. Dagegen war hier im Norden ein neuer heiliger Krieg entbrannt und wer aus der Ritterschaft des Abendlandes Siegesruhm und Beute, daneben auch ein christliches Verdienst gewinnen wollte, dem bot sich da ein weites Feld. Ja, für so ruhmreich ward dieser Krieg gehalten, dass der Ritterschlag, in Preussen erworben, weit höher geschätzt wurde, als derjenige, den die Hand auch des mächtigsten weltlichen Fürsten ertheilte. Schon 1336 war Ludwig von Brandenburg, der Sohn des Kaisers und mit ihm eine grosse Zahl edler Herren aus Deutschland und Frankreich zur Kreuzfahrt eingetroffen und hatten die wichtige Burg Pillenen in Szamaiten erstürmt, in welcher sich über viertausend Litthauer mit Weibern und Kindern, nachdem sie all ihr Habe verbrannt, lieber selbst auf die grässlichste Weise gegenseitig den Tod gaben, ehe sie sich dem Feinde überliefert hätten. So heldenhaft kämpfte dieses Volk.

Im folgenden Jahre erschien der allenthalben abentheuernde König Johan von Böhmen — er focht als Greis und gänzlich erblindet zuletzt 1346 in der berühmten Schlacht von Crecy, wo er, sein Pferd zwischen jene von zweien seiner Ritter gebunden, so lange auf die Engländer einhieb, bis alle drei den Tod fanden — dann Herzog Heinrich von Niederbayern, Pfalzgraf Rupert der Rothe, des Kaisers Neffe, und noch eine grosse Zahl Fürsten, Grafen und Edelherrn. Mit ihnen vereinigte sich der Hochmeister und das Heer des Ordens. Sie drangen tief in Szamaiten ein, verheerten das Land weit und breit und kehrten mit reicher Beute und einer Menge Gefangener zurück. Die Gränze ward jenseits des Niemens durch drei grosse Wälle gedeckt, diesseits desselben errichtete der Hochmeister auf einer Insel des Flusses die Marienburg, Herzog Heinrich die Bayerburg. Sie wurde der Hauptsitz des neueroberten Gebietes und mit hundert Schwerbewaffneten, vierzig Ordensrittern und ebenso vielen Schützen, dann mit einer Anzahl Withinger, Nachkommen der alten, bekehrten Preussen, besetzt. Ihr übergab auch Heinrich das Siegel und Banner von Wittelsbach.

Im folgenden Jahre wäre die, für jene Zeit starke Feste, auf acht Schuh Mauerwerk mit mächtigen Balkenlagen überthürmt, beinahe durch Verrath in die Hände der Heiden gefallen. Von zwei Withingen schlich sich der eine zu Gedimin, dem Fürsten der Litthauer, ihm die Nachricht überbringend, dass der Genosse seines Verrathes in der Burg, der Ankunft der Litthauer vor derselben harre, um die hölzernen Wälle in Brand zu stecken und in der allgemeinen Verwirrung die Thore zu öffnen. Ein deutscher Edelknecht, seit neun Jahren in Gedimin's Umgebung und Gunst, erlauschte die Verabredung, floh vom Hofe und theilte den Verrath seinen Landsleuten mit. Als nun der Litthauer-

fürst vor der Burg erschien, gewahrte er statt der brennenden Wälle diese rings mit Bewaffneten besetzt, und über dem wohlverschlossenen Thore den Leichnam des Withingers aufgehängt. Zornentbrannt liess er sogleich dessen Genossen niederhauen und befahl augenblicklich zu stürmen. Einundzwanzig Tage lang widerstand das kleine Häuflein Tapferer den stets erneuten Angriffen, bis endlich der Ordensmarschall und Pfalzgraf Rupert zu ihrem Entsatze herbeieilte. Ein Ausfall der Belagerten brachte die Feinde zwischen zwei Feuer, und der Tod Gedimin's, welcher von einem Pfeile getroffen fiel, vollendete ihre Niederlage.

Hocherfreut über die Kunde dieses Sieges sandte Kaiser Ludwig „seinem Fürsten und Geliebtesten seines Reiches" eine Urkunde, in welcher er Litthauen und Szamaiten, soweit es heidnisch, dem Orden zum ewigen Besitzthum übergibt. Die Hauptburg des neuen Gebietes soll die Bayerburg bleiben, und immerdar die ihr verliehenen Insignien des Bayerlandes führen. Und wenn dort der Christenglaube Wurzel gefasst, solle an demselben Orte eine Kathedrale erbaut und ihr ein Erzbischof vorgesetzt werden; Kirche und Erzbisthum aber sollten den Namen Bayern führen.

Nach der furchtbaren Niederlage des Ordens 1410 bei Tannenburg verschwand wohl auch dieser altrömisch gedachte und ausgeführte Vorposten auf Feindesboden. Gegenüber Christmemel, auf dem höchsten Punkte des südlichen Ufers des Niemees, deckt jetzt der Rasen die Ueberreste der einst so gewaltigen Bayerburg, welche die Tapferkeit unsres Volkes an den äussersten Gränzmarken der nordischen Heiden aufgerichtet hatte.

Das Bild hat Baumann gemalt.



28. Churverein zu Rense 1338.

In einer der schönsten des an schönen Gegenden so reichen Rheinthales, oberhalb Koblenz, liegt auf dem linken Ufer des Stromes, im Angesichte der Marxburg, das alte, schon im siebenten Jahrhundert genannte Städtchen Rense. Kaum vierhundert Schritte stromabwärts, nahe der hoch oben prangenden Burg Stolzenfels, von der jetzt die Farben der Hohenzollern wehen, und neben der Eisenstrasse, die das Thal durchzieht, erhob sich in einem Baumgarten eine achteckige Säulenhalle, welche eine offene Estrade trug. Achtundzwanzig Stufen führten auf ihre Höhe. In der aus Quadern erbauten Halle befanden sich sieben Sitze. Dies war der berühmte Königsstuhl.

Nachdem der unversöhnliche Gegner Kaiser Ludwigs, Johann XXII. 1334, neunzig Jahre alt, gestorben war, schien der heisseste Wunsch des wahrhaft frommen Fürsten, die Aussöhnung mit der Kirche endlich erreichbar. Benedikt XII. war mit aller Aufrichtigkeit zum Frieden geneigt, und die Versöhnung angebahnt. Aber Philipp VI., der erste Valois auf Frankreichs Thron, selbst lüstern nach Italien und der Kaiserkrone, hintertrieb durch die Mehrheit der französisch gesinnten Kardinäle jede Annäherung. Sieben Gesandtschaften gen Avignon blieben ohne Erfolg, vier Jahre, in denen Ludwig jeden mit seiner Würde nur einigermassen verträglichen Schritt gethan, vergingen fruchtlos. Da brach er endlich, entrüstet, die höhnende Unterhandlung ab, verband sich mit Eduard III. von England, dem Feinde Philipps, der sich eben damals zu jenen herrlichen Siegen von Sluys und Cressy rüstete, und erklärte den Reichskrieg gegen Frankreich. Ludwig hatte sich selbst wieder gefunden, und alsbald erhob sich mächtig die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten durch das ganze deutsche Land. Ein wahrer Tag des Reiches ward im Sommer des Jahres 1338 nach Frankfurth berufen, ein Tag, wie die Ufer des Rheines in den Zeiten der grossen Salier deren mehrere gesehen, zu dem nicht blos die Fürsten und Herren, sondern auch die Reichsfreien, die Edlen, die geistlichen Stifte und die Reichsstädte geladen waren. Hier nun trat Ludwig in seinem vollen kaiserlichen Schmucke vor die erlauchte Versammlung, legte laut sein katholisches Glaubensbekenntniss ab, und erklärte dann mit Nachdruck und Würde was er zur Versöhnung der Kirche geboten wie er kein ausführbares Opfer gescheut, um die Gewissen der von ihrem Fluche getroffenen Völker zu entlasten. Alle stimmten ihm bei, alle erkannten dass er genug gethan.

Zu Rense aber schaarten sich in denselben Tagen die Ersten des Reiches, Heinrich von Mainz, Walram von Köln und Balduin von Trier, dann der Pfalzgraf Rudolf, Markgraf Ludwig von Brandenburg und Herzog Rudolf von Sachsen nebst Andern der hervorragendsten Fürsten um den Kaiser und zogen mit ihm im Morgenglühen des 16. Juli hinaus auf den Königstuhl, wo schon vor dreissig Jahren der Luxemburger Heinrich VII. war gewählt worden. Hier gelobten die Kurfürsten dem Kaiser durch feierliche Eide, dass sie die Rechte des Reiches wie die ihrer Kur- und fürstlichen Ehre gegen Jedermann vertheidigen wollten. Sie erklärten, dass seine Macht und Würde unmittelbar von Gott allein herrühre, dass er die höchste Gewalt ausschliesslich durch die Wahl der deutschen Kurfürsten besitze, und keiner Bestätigung einer andern Macht auf Erden bedürfe, da er, im Zeitlichen der Erste, Niemand über sich habe. Kraftlos solle fortan eines Pabstes Ausschreiben im Reiche ohne Beistimmung der Bischöfe sein und kein anderer Verweser des erledigten Thrones sei anzuerkennen, als der Pfalzgraf am Rheine. In Frankfurth liess der Kaiser diese Beschlüsse der Wahlfürsten von einer hohen, vor dem deutschen Hause aufgeschlagenen Bühne verkünden. Mit lautem Jubel wurden sie von allem Volke begrüsst, und offene Briefe trugen sie durch das ganze Reich. Gelehrte Männer, wie die Minoriten Bonagratia und Occam und der Bamberger Domherr Leopold von Bebenburg, vertheidigten die Erlasse des Kaisers auf das Nachdrücklichste. Nach dem ihnen zustehenden Rechte entbanden die Bischöfe das Reich vom Interdikt, und aller Orten, besonders in den Reichsstädten, wurden die widerstrebenden Priester, vorzüglich die Dominikaner, gezwungen, entweder den Gottesdienst wieder öffentlich zu halten oder zum Wanderstab zu greifen.

So hatte die Eintracht der deutschen Fürsten die Majestät des Reiches hergestellt, welcher sich selbst die damals so gefürchtete Allgewalt der Kirche beugen musste. So ward auf's Neue der Beweis gegeben, dass Deutschland, in sich einig, jedem Feinde vollauf gewachsen ist.

Das merkwürdige Denkmal der leider so seltenen Eintracht der Deutschen war, wie das alternde Reich längst baufällig geworden, und ward endlich in den Jahren unserer tiefsten Schmach 1808 völlig abgetragen. Der für die alte Herrlichkeit seines Volkes so tief fühlende Friedrich Wilhelm IV. liess es 1841 wieder aufrichten.

In einem kräftigen schönen Bilde hat Rögge die folgenreiche Begebenheit dargestellt. Die Gegend ist Porträt, die Gewänder der Kurfürsten dürften wohl anticipirt sein.


28

29. Erwerbung von Tyrol 1342.

Das Land im Gebirge, seit dem XIV. Jahrhundert Tyrol genannt, führt diesen Namen von der schon den Römern bekannten Burg Teriolis, Tyrol, ober dem, gleichfalls altrömischen durch einen Bergsturz im VIII. Jahrhundert verschütteten Flecken Majas bei Meran. Es gehörte, so lange ein Volk und Land der Bojoarier bekannt, zu diesem, und an seinem südlichsten Ende sind bis auf diesen Tag noch ihre und der Lombarden Gränzmarken am Nonflusse in den Dörfern Deutsch- und Welschmetz erhalten. In den Zeiten der mächtigen Geschlechter theilten sich vorzüglich die Herzoge von Meran, zugleich Grafen von Andechs genannt, und die, welfischer Abstammung sich berühmenden Grafen von Ulten und Eppan mit den Bischöfen von Salzburg, Regensburg und Brixen in den Besitz des Landes, in welchem jedoch schon damals eigene Grafen von Tyrol mit ansehnlichem, vorzüglich den Vintschgau und Passeyer umfassendem, Gebiete erscheinen. Als der letzte Andechs, Herzog Otto, im fernen Frankenlande 1248 unter der Mörderhand eines seiner Vasallen verblutet, kam der grösste Theil von dem grossen Besitzthum dieses Geschlechtes in den Bergen an die Tyroler Grafen. Sechs Jahre später erlosch auch ihr Haus und die Erbtochter brachte die nunmehr höchst bedeutende Grafschaft an den krainischen Grafen Mainhardt von Görz, der bereits schon das Pusterthal und aus welfischem Gute das ganze Oberinthal besass. Sein Sohn wird 1286 auch Herzog von Kärnthen, hatte Elisabeth, die Tochter des Wittelsbachers Otto des Erlauchten, die Gemahlin Kaiser Konrad IV. und Mutter des unglücklichen Konradin in zweiter Ehe heimgeführt und war einer der mächtigsten Herren in Süddeutschland. Mit Beider Sohn, Heinrich, erlischt die männliche Linie des fürstlichen Hauses Görz. Die einzige Erbtochter ist die vielverläumdete Margaretha, nach ihrem Lieblingsorte Maultasch ob Terlan benannt.

König Johan von Böhmen, früher der eifrigste Freund des Kaisers Ludwig suchte, seit der Erwerbung von Brandenburg eifersüchtig auf die wachsende Macht des Hauses Wittelsbach, mehr und mehr die eigene zu stärken, und hatte des reichen Erbes wegen seinen Knaben Johan mit Margarethen der bereits erblühten Jungfrau vermählt. Als jedoch deren Vater 1335 starb, verlieh Ludwig, kraft seiner kaiserlichen Gewalt, Kärnthen, das Lehen des Reichs, an die Herzoge von Oesterreich. König Johan eilt kaum genesen von Paris herbei, und führt, vereint mit allen Feinden des Kaisers, blutigen Krieg gegen diesen. Nach zweijährigem Kampfe schliesst Ludwig, endlich selbst in Gefahr von den undankbaren Habsburgern verlassen zu werden Friede. Ihnen bleibt Kärnthen, dem Gemahl Margarethens nur Tyrol. Mit diesem, einem Schwächling, der mittlerweile zum Jüngling erwachsen, aber nicht zum Manne gereift war, lebte die schöne, noch immer kinderlose Frau in stetem Unfrieden. Als er sie sogar bübisch misshandelte, er hatte sie in die Brust gebissen, und gleich einer Gefangenen hielt, da nahmen sich die Tyroler ihrer Fürstentochter an, jagten ihn und die Seinen aus dem Lande und nach Böhmen zurück. Sie flehte nun am Hofe des Kaisers um Hilfe. Dort sah das feurige Weib — „Liebes langer Mangel ist meines Herzens Angel" steht auf ihrem Pokale in der Ambraser Sammlung — des Kaisers Sohn, Ludwig den Brandenburger, erst Wittwer geworden, in der Fülle seiner Kraft. Dem neigte sich alsbald ihr Herz zu, er schien ihr würdig ihrer Hand und der Herrschaft über ihr schönes Heimathland.

Aber keine Hoffnung war, dass der Pabst zu Gunsten eines im Kirchenbanne verstrickten Hauses die Ehe Margarethens, obgleich deren Jungfräulichkeit erwiesen, auflösen, noch eine zweite mit einem so nahen Blutsverwandten — die Grosseltern waren Geschwisterte — genehmigen werde. Da entschied abermals der Kaiser. Gestützt auf den Ausspruch der Minoriten, seiner Hofkanonisten, und ohnehin in offener Fehde mit Rom schonte er nicht ferner dessen angemasste, wenn auch durch lange Uebung verjährte Rechte. „Ist ihre Ehe gegen göttliches Gesetz, so kann kein Mensch, kein Engel, also auch der Pabst nicht sie gestatten, wenn nicht, so steht deren Genehmigung auch in meiner Hand." So überkühn hatte noch kein Kaiser vor ihm die Machtfülle seiner hohen Würde erfasst und geltend gemacht, und welcher katholische Fürst würde es selbst heute wagen?

Im Jahre 1342 ward auf dem alten Stammschlosse Tyrol die Hoch-

zeit des erst siebenundzwanzigjährigen Ludwig mit der bereits sechsunddreissig Sommer zählenden Braut vollzogen. Aus des Vaters kaiserlicher Hand empfing der Markgraf das Land zu Lehen, die Ritterschaft und die Obmänner der Bauern die Bestätigung ihrer uralten Rechtsame. Damals vermochte ein römisches Interdikt, welches natürlich unmittelbar erfolgte, die wackern Tyroler weder zu schrecken, noch in ihrer Treue wankend zu machen. Ob heute?

Erst neun Jahre später, der grosse Kaiser lag schon in seiner Gruft zu München, erfolgte durch seinen Nebenbuhler und Nachfolger Karl IV. die Anerkennung seines Sohnes Ludwig und in demselben Jahre erklärte auch Nikolaus V. dessen Ehe für giltig. Der einzige Sprosse derselben, Mainhardt, wird sechzehnjährig mit der Habsburgerin Margaretha zu Salzburg vermählt, und bei dieser Gelegenheit weiss deren Bruder Rudolf die Maultasch zu einem geheimen Vertrage zu bestimmen, welcher nach Ableben ihres Gemahls und des etwa kinderlos gebliebenen Sohnes ihre Erblande an Oesterreich verschreibt. Nachdem Tyrol Ludwig noch seinen ersten Freiheitsbrief verdankt, stirbt derselbe 1361 zu Zornolding bei München. Der junge Mainhart, ein Spielball längst von Oesterreich gewonnener und unterstützer Partheien, wird wie ein wildes Thier hin- und hergehetzt, zweimal gefangen, jedesmal wieder entführt und folgt, zwei Jahre später, am 13. Jänner seinem Vater zu Meran kinderlos in die Gruft. Ein eisig kalter Trunk nach erhitzendem Tanze, unvorsichtig von der Mutter gereicht, brachte ihm den Tod; das Volk munkelte von Gift, gemischt durch die eigenen Schwäger. Wenigstens traf in unglaublicher, verdachterweckender Eile Erzherzog Rudolf von Wien aus in Tyrol ein, wo schon am sechsundzwanzigsten Margarethe zu Gunsten der Habsburger abdankt und von diesen, hochgeehrt aber wohlbehütet, nach Wien geschickt wird, wo sie 1369 stirbt Alle ihre Ritter und Räthe, von Oesterreich gewonnen, durch reiche Schenkungen geblendet und bald durch den blutigsten Undank belohnt, hatten ihren Schritt gebilligt, nur der Hofnarr warnte: „Gibst du dein Gut an Bayern, bleibst du Frau, an Oesterreich wirst du Magd.“ Mainhardts junge Wittwe reichte gleich nach dem Tode ihres Gemahls die Hand dem, von ihrer Schwiegermutter als unmannbar mit Hohn verjagten Herzog Johan. Hiezu schwieg Roms Eifer.

Eine Fehde unter allen Schrecknissen jener Zeit entbrannte mit Herzog Stephan von Oberbayern und wüthete unter wechselndem Glücke an zwei Jahre lang. Wittelsbach giftigster Feind, Karl IV., vermittelte den Frieden, in welchem Tyrol bei Habsburg blieb, und nur Kufstein, Rattenberg und Kizbühel, ohnehin altbayrisches Gut und der Maultasch als Morgengabe verschrieben, wieder zurückfielen. In dem unglücklichen Pfälzer Erbfolge-Kriege kamen auch sie 1507 an Oesterreich.

So war, nach kaum zwanzigjährigem Besitz, das uralt bayrische Land im Gebirge wieder verloren worden.

Deckelmann hat in einem wohlgelungenen, kräftigen Bilde die Landeshuldigung Tyrols dargestellt.


A Deckelmann

30. Erwerbung der holländischen Provinzen 1345.

Auch die Keime zu einer künftigen Seemacht hatte der grosse Kaiser in den Besitz seines Hauses gelegt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Glogau 1321 vermählte sich Ludwig, erst zweiundvierzigjährig und in voller Manneskraft, mit Margarethen, der ältesten Tochter des mächtigen Grafen Wilhelm des Guten, der über die Länder Holland, Seeland, Frisland und Hennegau gebot. Im Rosengarten bei Köln ward am 15. August 1323 die Hochzeit gefeiert mit einer Pracht, des reichen Vaters und der Braut würdig, welche den ersten Thron der Christenheit bestieg. An eilftausend Ritter — wer denkt hier nicht an die Lieblingszahl der Kölner Chronisten, die es melden? — sollen das Fest verherrlicht haben.

In dem nordwestlichen Tieflande Germaniens, in dem sich schon die ersten Eroberer, die Römer, verwundert fragten: „Wo fängt hier das Meer an, wo hört das Land auf?" kennt die Geschichte, so weit sie reicht, ein trotziges, freiheitstolzes und tapferes Volk, den altdeutschen Kernstamm der Frisen; wetterhart durch die wilden Stürme, die unablässig an den Küsten seiner Heimath toben und thatenkräftig durch den nie rastenden Kampf mit den zerstörenden, immer nagenden Wellen, gegen die er, mit fast übermenschlicher Kraft jene schützen muss vor vernichtendem Einbruch, sich vor unvermeidlichem Untergang. Nur widerwillig trug ein Theil dieses Volkes die Fesseln der Römer und einer der gefährlichsten Aufstände gegen ihre Herrschaft, der des Civilis hatte hier seinen Herd und sein Führer ist ein Held dieses Volkes. Erst nach langen, blutigen Kämpfen gelang es den Franken, dort festen Fuss zu fassen, und wie viele muthige Söhne dieses Volkes mögen nicht mit den Nachbarstämmen ausgezogen sein zur Eroberung Britanniens, wie viele mochten sich nicht unter jenen tapfern und grausamen Normannen befinden, die aus ihrem Nebellande wegzogen über die blaue Fluth, um an den sonnigen Küsten Iberiens und Italiens oder an den fabelhaften Gestaden der neuen Welt eine zweite Heimath zu gründen? Bald kamen auch hier mächtige Grafengeschlechter empor und zur Herrschaft des Landes, und frühe schon entwickelten sich neben jenen die Städte zu kräftigem Gemeinwesen.

Eines der mächtigsten dieser Geschlechter, bekannt schon seit dem neunten Jahrhundert, war das der Grafen im Hennegau am jungen Strome der Schelde und Sambre. Sie beherrschten ein reiches Land voll ritterlicher Burgen, reicher Klöster und blühender Städte. Aus diesem Geschlechte gelangte Johan, durch Giftmord seines Mündels, des letzten Sprossen der alten Grafen, zum Besitze von Holland und Seeland. Sein Sohn, der Vater der Kaiserin, eroberte den südlichen Theil des annoch freien Frisenlandes dazu, und starb, nachdem er länger denn dreissig Jahre das Zepter geführt, 1337. Ihm folgt der Sohn Wilhelm IV. Kampflustig und heissblütig sucht er seine Herrschaft im Frisenlande immer weiter auszubreiten. Darüber fällt er auf einem Zuge gegen dieses Volk am 27. Oktober 1345 unter ihren Streitäxten; mit ihm eine Menge seines Adels. Seine Leiche ward von den Feinden fortgeschleppt und in ihre Sümpfe versenkt. Ihm dankt Amsterdam sein Entstehen. Nun war der Mannsstamm des Hauses erloschen. Trotz der erhobenen Ansprüche Englands und Jülichs wegen der dahin verheiratheten jüngern Schwestern, legt der Kaiser, Allen zuvorkommend, Hand auf das gesammte Erbe. Hennegau war Kunkellehen und stund ohnehin seiner Gemahlin zu. Mit den drei übrigen Grafschaften belehnte er dieselbe schon im Januar 1346 zu Frankfurth von Reichswegen. Noch hatte in Holland kein Weib regiert und der kühne Schritt war gegen alles Herkommen. Aber die Noth drängte und Ludwig fasste, da die Kaiserin doch die rechtmässige Erbin war, rasch diesen Entschluss. Unverzüglich eilte sie in ihr Heimathland und trat mitten unter die Kämpfenden, denn Englands Anhang, zahlreich und mächtig, hatte bereits das Schwert gezogen. Zwar fallen ihr ein Theil des Adels und besonders die meisten Städte zu, weitaus der grössere Theil aber sträubt sich gegen das ungewohnte Frauenregiment und nöthigt Margarethen, die gesammten Lande erst unter ihrer Vor-

mundschaft, dann selbständig ihrem ältesten Sohne und rechten Erben, Wilhelm, abzutreten. Um den Nachstellungen der Engelländer und Jülicher zu entgehen, war er als Page der Grafen von Katzenellenbogen verkleidet in die Niederlande gekommen.

Die Kaiserin kehrte nach Bayern zurück, und musste schon im nächsten Jahre den Schmerz erleben, die Leiche ihres grossen und guten Gemahls in die Gruft der Frauenkirche zu München zu versenken. Die Augustiner hatten, pfäffisch schlau, sich für unwürdig erklärt, den freilich im Bann gestorbenen Kaiser in ihre Kirche aufzunehmen. Ein jäher Schlaganfall hatte den noch rüstigen fünfundsechzigjährigen Mann, als er auf die Bärenjagd ritt, auf einer Wiese bei Fürstenfeld am 11. Oktober 1347 todt vom Pferde geworfen. — Ihn zeichnet sein Wahlspruch: „sola bona quae honesta.“ Ein Nachfolger von solcher Thatkraft und Umsicht, von so scharfem Verstande und so hellen Geistes, der seiner Zeit so weit vorausgeeilt, und das Haus Wittelsbach wäre wohl das mächtigste in Deutschland geblieben.

Damit sei hier abgebrochen, wir werden seinem traurigen Geschicke und seinem Ausgange in jenen Gegenden später noch einmal in diesen Bildern begegnen.

Deckelmann hat das Hochzeitfest und die Huldigung der Niederländer vor den Mauern Kölns in frischer und lebendiger Weise dargestellt.



31. Elisabeth (Isabeau) von Bayern zieht als Königin in Paris ein 1389.

Karl V. von Frankreich, der Weise genannt, starb 1480 und hinterliess zwei Knaben, den Dauphin Karl und Ludwig von Orleans. Während des ersteren Minderjährigkeit, die er jedoch in seinem Testamente seltsamerweise die Bibel und Ovids ars amandi zitirend, mit dem vierzehnten Jahre beendet wissen wollte, führten seine beiden Brüder Johann von Berry und Philipp von Burgund die Regierung. Damals befand sich Friedrich, der dritte Sohn Herzog Stephans I. von Bayern, am Hofe zu Paris und im vertrauten Umgange mit den Oheimen des Dauphins. Diese fragten ihn eines Tages, ob er keine heirathsfähige Tochter habe. „Ich nicht“ erwiederte der Herzog, „wohl aber mein älterer Bruder Stephan.“ — „Wie alt?“ — „Zwischen vierzehn und sechszehn Jahren und sie ist eine weitberühmte Schönheit.“ — „Das ist, was wir brauchen,“ erwiederten die beiden Prinzen, „werbt bei eurem Bruder, bringt die Schöne auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Johann nach Amiens, dort wird sie der König sehen, sich verlieben, er glüht ja für schöne Frauen, und vertrauet uns, eure Nichte wird Königin von Frankreich.“ Friedrich kehrte in die Heimath zurück, und brachte seine Nichte Elisabeth oder wie sie die Franzosen nannten, Isabella, in Begleitung ihres Oheims Albrecht von Straubing Holland und dessen Gemahlin Margaretha nach Amiens. Der erst achtzehnjährige Karl ward von ihrer Schönheit und ihrem bescheidenen Wesen — sie verstund freilich noch kein Wort französisch — so bezaubert, dass er sie augenblicklich zur Frau begehrte, und es ward dann auch ohne Säumen am 27. Juli 1385 zu Amiens die Hochzeit gefeiert.

Erst im August 1389 brachte Karl seine junge Gattin nach Paris. Er, der sie aufs zärtlichste liebte, wollte, dass sie in der Hauptstadt auf ganz ausserordentliche Weise empfangen werde. So erfolgte denn auch am 20. der Einzug mit nie gesehener Pracht. Zwölfhundert berittene Bürger in halbgetheilten roth und grünen, mit Gold durchwirkten Kleidern bildeten Spalier. Alles Volk warf Blumen und begrüsste seine Königin mit dem alten Willkommruf: Noël! Von den vornehmsten Damen des Hofes begleitet, ritt an der Seite des Königs die durch ihre Schönheit alle weit überstrahlende Elisabeth. Sie trug ein himmelblaues seidenes, ganz mit goldenen Lilien bestreutes Gewand. An dem äussern Thore von St. Denys umgaben singende Engel in Wolken sitzend die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben, der ein Windrädchen in der Hand hielt. Ueber ihr war eine goldene Sonne, das Sinnbild des Königs angebracht, welche die Wappen von Frankreich und Bayern bestrahlte. Die ganze Strasse von St. Denys war mit seidenen Tüchern überspannt und mit schön gewirkten Teppichen geschmückt. Aus einer grossen Fontäne strömte Klaret und Hypokras. Reichgekleidete Mädchen hielten goldene Krüge und Kannen und kredenzten erst der Königin und ihren Damen, dann allem Volke unter süssen Gesängen. Vor dem Kloster der Trinitarier war auf einem grossen Gerüste eine Burg zu schauen. Davor stund Saladin mit seinen Sarazenen, ihnen gegenüber Richard Löwenherz und seine Ritter. Auf einem Throne sitzend gewahrte man den König von Frankreich, umgeben von den Pairs des Landes. Richard neigte, gleichsam die Erlaubniss zum Angriff erbittend, sein Schwert vor ihm, und hierauf begann ein sehr schöner Scheinkampf. An der innern Pforte von St. Denys war abermals ein glanzvoller Himmel aufgebaut auf dem man die heilige Dreieinigkeit erblickte. Auch sie war von singenden Engeln umgeben, von denen zwei, welche eine reiche Krone trugen, auf künstliche Weise herniederschwebten und selbe unter dem Gesange:

„Königin im Lilienkranze
Herrin bist du von Paris,
Von Frankreich und von allen Landen;
Wir kehren heim in's Paradies“

auf Isabeaus Haupt setzten.

Am Chatelet hatte man einen Park angelegt, in dem sich eine Menge Hasen, Kaninchen und Vögel befanden. In seiner Mitte war ein vielgethürmtes Schloss erbaut und mit Bewaffneten besetzt. Auf dessen Terrasse sah man das Lit de justice des Königs. Ein weisser Hirsch, eine goldene Krone am Halse,*) kam aus dem Gebüsche. Ein Adler und ein Löwe — vielleicht Anspielungen auf das Reich und England? — erschienen, den Hirsch und den Rechtsstuhl angreifend. Ihnen entgegen aber warfen sich zu deren Vertheidigung zwölf junge reich gewappnete Mädchen mit blossen Schwertern. Bewundernswerth war der Mechanismus der Thiere, mit dem sie täuschend alle Glieder bewegten. Die grosse Brücke von Notre-Dame war gleichfalls von blauem mit goldnen Lilien durchwebten Tafft bedeckt. Als die Königin dieselbe erreicht hatte, lief

*) Karl traf auf einer seiner Jagden bei Senlis einen weissen Hirsch, der ein goldenes Kleinod am Halse trug. Müde gehetzt ward seiner geschont. Da fand man auf dem Kleinod die Schrift: „Caesar hoc mihi donavit.“ Der König wählte sich den Hirsch mit der goldenen Krone am Halse als Devise und Wappenhalter.

auf einem Seile von der Höhe des Thurmes der Hauptkirche ein als Engel gekleideter Genueser herab, in den Händen, da es schon dämmerte, zwei Fackeln haltend, bot der Königin eine goldne Krone und kehrte auf demselben Wege, gleichsam wie zum Himmel emporsteigend, wieder zurück.

In der Hauptkirche selbst wurde Isabeau von dem Erzbischof und dem ganzen Klerus empfangen, warf sich zum Gebete nieder und opferte nebst reichen Prachtgewändern die goldne Krone, welche ihr die beiden Engel aufs Haupt gesetzt. Statt derselben wurde sie mit einer neuen noch kostbareren gekrönt. Nun erst hielt sie, von des Königs Mutter und der jungen, „engelgleichen" Valentine von Mailand, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti und Gemahlin Ludwigs von Orleans empfangen, ihren Einzug in den Palast von St. Paul. Reiche Geschenke im Werthe von 60,000 Goldkronen überreichten ihr die Bürger von Paris, darunter ein goldenes Schiff, das alte Wahrzeichen der Hauptstadt. Gar manche von diesen Kleinodien mochten in die Hände ihres geliebten Bruders, Ludwig des Gebarteten, der sie begleitete, und später in den Schatz zu Burghausen gekommen sein. Eine Reihe der glänzendsten Feste folgten sich nun und schon während derselben, die sich durch grosse Ungebundenheit auszeichneten, soll ein, später für beide so verhängnissvolles, verbrecherisches Verhältniss zwischen der Königin und ihrem Schwager von Orleans angeknüpft worden sein.

Drei Jahre lebte die ausschweifend prachtliebende Isabeau nur dem Vergnügen. Luxus und Galanterien fanden keine Gränzen am Hofe. Aber nun begann ihr Unglück. Karl wurde 1392 wahnsinnig, und hatte bis zu seinem erst dreissig Jahre später erfolgten Tode nur wenige lichte Zeiträume. An dem von Faktionen zerrissenen Hofe stritten sich die Königin und Orleans mit dem Herzoge Johan von Burgund, dem Sohne Philipps, der 1404 gestorben, um die Herrschaft. Johan zog siegreich in Paris ein, Isabeau floh mit Orleans nach Melun. Kaum war der Friede hergestellt, so ward Letzterer aus Eifersucht wegen einer vornehmen adligen Dame auf Betrieb des Herzogs von Burgund in den Strassen von Paris gemeuchelt. Der junge Karl von Orleans trat nun als Rächer seines Vaters auf und sammelte ein Heer für die Königin. Da rief der Burgunder England zu Hilfe und siegte im Bunde mit Heinrich V. 1415 bei Azincourt, wo Karl von Orleans fiel. Die beiden Söhne Isabeaus starben kurz darauf, ihr blieb nur der dritte, der spätere Karl VII. Sie selbst liess ihr wahnsinniger Gatte, diessmal aus unbegründeter Eifersucht, gefangen setzen, ihren vermeintlichen Buhlen, den tapfern Boisredon aber säcken und mit der berüchtigten Aufschrift: „Laissez passer la justice du roi" in die Seine schleifen. Nun schloss sich die Unglückliche an den Burgunder, der sie befreite, zur Regentin ausrufen liess und selbst mit dem Könige aussöhnte, so dass sie, noch einmal vom Volke jubelnd begrüsst und mit Blumen überschüttet, an seiner Seite in Paris einzog. Das war wohl ihr letzter froher Tag. Der Zwist mit ihrem Sohne, dem Dauphin, ward unversöhnlich. Ein friedlicher Vergleich mit dem Herzoge von Burgund auf der Schlossbrücke zu Montereau sollte 1419 allen Streit enden; statt dessen liess ihn der Dauphin auf derselben Brücke durch den Ritter La Hire niederstossen. Aber sein Sohn Philipp hält das Banner des Vaters in Frankreich aufrecht, die Engländer greifen immer weiter um sich, und beim endlich erfolgten Tode Karl VI., 1422 ruft an dessen Grabe der Herold: „Es lebe Heinrich von Lancaster, König von Frankreich und England" denn auch der gewaltige Heinrich V. war in demselben Jahre in die Gruft seiner Väter gesunken. Der junge erst fünf Jahre alte Heinrich VI. aber war der Enkel Isabeau's von ihrer Tochter Katharina.

Die alternde Königin verlebte nun den Rest ihrer Tage, von den Engländern gleich einer Gefangenen gehalten in ihrem Schlosse von St. Paul in Paris, während der Bürgerkrieg Frankreich zerriss, bis endlich das Schicksal ihres Sohnes durch die gottbegeisterte Jungfrau den bekannten wundervollen Wechsel erfuhr. Noch hatte sie 1431 den Knaben Heinrich in Paris zum Könige krönen sehen. Missachtet, selbst in Dürftigkeit versunken, aufs tiefste beleidigt durch die schimpfliche Erklärung Karls VII. zum Bastard, brach endlich zehn Tage nach dem Vertrage von Amiens, welcher Burgund wieder mit Frankreich versöhnte, das Herz der unglücklichen, einst so sehr vergötterten Isabeau. Sie starb, sechsundsechzig Jahre alt, am letzten September des Jahres 1435. Prunklos und in aller Stille ward sie in einem Marmorsarge an der Seite ihres Gemahls in St. Denys begraben.

Trefflich entworfen und ausgeführt rührt auch dieses Bild von Schwoiser her. Das Gesicht Isabellens ist wohl eines der lieblichsten in der ganzen Reihe der Bilder.



Bayern-Ingolstadt.

32. Edle Rede Herzog Stephans II. zu Padua 1390.

Das Haus der Vizegrafen von Mailand, desshalb Visconti genannt, hatte sich im XIII. und XIV. Jahrhundert unter den vielen kleinen Tyrannen Italiens zu einem der mächtigsten emporgeschwungen, das auch in seinen Gliedern Lucchino und Giovanni tüchtige Fürsten und eifrige Förderer der Wissenschaften zählte. Aber die Söhne des ersteren, wenn auch tapfere Krieger und der Wissenschaft nicht abhold, befleckten den Ruhm des Vaters und Oheims durch Grausamkeit und Laster aller Art. Besonders wird Barnabo, dessen beide Töchter Thaddäa und Margaretha an die Söhne Herzog Stephans I., Stephan II. und Friedrich vermählt waren, von dem freilich guelfisch gesinnten Villani als ein wahres Ungeheuer geschildert. Seine Garde bestund aus grossen Fleischerhunden, welche jeden Bittsteller von seiner Schwelle verscheuchen mussten. Gefangene Feinde soll er unter den ausgesuchtesten Martern vierzig Tage lang gepeinigt haben, ehe er ihnen den Todesstoss versetzen liess. Als Urban VI. Legaten mit der Bannbulle vor ihn traten, führte er sie, scheinbar unbefangen, auf die Naviglio Brücke zu Mailand. Hier blieb er plötzlich stehen und donnerte ihnen die Frage entgegen: „Wollt ihr essen oder trinken?“ Angstvoll blickten sie in den Fluss und antworteten: „Essen“. Nun mussten sie die Bulle aufzehren, und selbst das Bleisiegel erlässt ihnen Villani nicht. Den Wütherich entthronte endlich der Sohn seines verstorbenen Bruders Gian Galeazzo und liess ihn im Kastell Trezzo ermorden. Ihn, der mittlerweile auch Padua, welches dem Franz Carrara, dem Schwager der beiden Herzoge von Bayern gehörte, eingenommen und denselben verjagt hatte, zu bekriegen, den Carrara wieder einzusetzen und den Schatten des Schwiegervaters zu rächen zog Herzog Stephan II., wegen seiner zierlichen Gestalt der Kneusel genannt, im März über die Alpen. Mit achtzigtausend Goldgulden hatte der Flüchtige die Hilfe der Bayern, ein Heer von sechstausend Geharnischten angeworben. Siegreich drang der Herzog vor, nahm Padua und selbst Mailand, und setzte den Schwager wieder auf den Thron seiner Väter. Nun blieb er aber in dem verführerischen Wälschland und vergeudete dort den reichen Rittersold des Carrara im Kreise lustiger Genossen mit den schönen Weibern Paduas. Mitten in seiner ausgelassenen Lust aber überkam ihn eines Tages, als er das ewig scheue Misstrauen der grausamen Herren Italiens gegen alle ihre Umgebung gewahrte, das Gefühl eines guten Gewissens und der Stolz auf die rauhe deutsche Ehrlichkeit. „Gehabt euch wohl“ rief er ihnen zu, „so herrlich ihr auch lebt und so köstlich euer Land ist, ich kehre mit Freuden wieder in das meine zurück, denn dort kann ich doch wenigstens ohne Furcht im Schoose jedes meiner Unterthanen schlafen. „Dess verwunderte sich sehr Herzog Galeaz,“ fährt Aventin zu erzählen fort, „und bekennt frey, sein Schwager Herzog Stephan auss Bayern wer mächtiger, hett den grössern Schatz.“

Sein Heer hatte sich zerstreut und mit nur acht Pferden ritt Stephan, so arm als er ausgezogen, nach Jahresfrist wieder in München ein.

Das Bild hat Schwoiser mit gewohnter Meisterschaft gemalt.



33. Die Bürger von Ingolstadt kommen, ihren Herzog zu lösen nach Burghausen und finden nur mehr dessen Leiche 1447.

Es ist ein wildbewegtes Jünglings- und Mannes-, und dann wieder ein in tiefem Kummer hinsiechendes Greisen-Alter eines der gewaltigsten Söhne Wittelsbachs, dem hier der Tod sein unerbittliches Halt zugerufen.

Den steten Fehden zwischen Kaiser Ludwigs Enkeln über die Theilung der bayrischen Lande hatte der Heidelberger Spruch im ersten Jahre des XV. Jahrhunderts, wenn auch nur auf kurze Zeit ein Ende gemacht. Schon in diesen Kämpfen hatte Ludwig, der Gebartete genannt, der einzige Sohn Stephan II. von Ingolstadt, eine hervorragende Rolle gespielt, als der Vater ihm, während einer längern Abwesenheit bei seiner schönen Tochter zu Amiens, die Regierung des Landes übertragen hatte. Aber auch schon aus jenen Tagen schreibt sich der bittere Neid gegen die Vettern von Landshut her, die er als die Bevorzugten bei der Theilung erachtete. Auf ihrer Seite stunden die Münchner Herzoge, stund Friedrich, der zweite Hohenzollern in der Mark Brandenburg, dessen Gemahlin, „das schöne Elseken aus Beyeren“ Heinrichs von Landshut Schwester war. 1402 wieder nach Frankreich gekommen, stieg Ludwig dort von Ehren zu Ehren, ward Gouverneur des Dauphin und erwarb durch seine beiden Heirathen mit Anna von Bourbon und Katharina von Alençon, sowie durch die Freigebigkeit des Königs und seiner Schwester grosses Gut, darunter die Grafschaft Mortain in der südlichen Normandie, nach welcher er sich mit Vorliebe benannte.

Stephan II. starb 1414 und nun trat Ludwig die Herrschaft über sein Land an. Er war „ein herrlich freisam Fürst und mannlich Herr als je einer geboren ward“ sagt die Chronik. Wohlthätig gegen die Armen, freigebig gegen Gelehrte, schön, geistvoll, aber in stete Kämpfe verstrickt: seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn und dennoch meist im Rechte, ein gefürchteter Krieger, dabei Pracht, Hofleben und Hofsitte über alles haltend, so schildert ihn die unpartheiische Geschichte. Auf dem Konzil zu Kostnitz, dem der Herzog als das Haupt der französischen Gesandtschaft anwohnte, kam der Hass zwischen Heinrich von Landshut und ihm zum blutigen Ausbruch. Ersterer überfiel den Ingolstädter meuchlings und liess ihn in seinem Blute liegen. Alles war entsetzt besonders der Kaiser. Aber der allvermögende Schwager von Brandenburg wusste den schwachen Sigismund zu besänftigen. Ludwig fand kein Recht und holte es nunmehr selbst. Darob wilde Verheerung der gegenseitigen Lande. Der Kurfürst und Heinrich wussten dem Bärtigen stets neue Feinde zu wecken, zuletzt noch den eigenen Sohn von seiner ersten Gemahlin Anna, Ludwig, der Höckerige genannt, dem Friedrich seine Tochter Margaretha zur Ehe gab. Das schürte den Hass des alten Ludwig gegen den Grafen von Graisbach, wie der Höckerige nach einer seiner Besitzungen sich nannte, der die Tochter seines verhassten Feindes, „die neue Gretel,“ geheirathet, bis zur Unversöhnlichkeit. „Potz Laus“ rief er in seinem Zorne öfter aus, „der Neu-Edel, — damit meinte er den Brandenburger — und der Buckel sollen uns wohl unkheit (ungeschoren) lassen.“ Es kam furchtbar anders. Der unnatürliche Sohn fand sich durch solche und ähnliche Schmachreden, die ihm treulich hinterbracht wurden, immer aufs Neue gestachelt, und durch des Greises Vorsorge für seinen ausserehelichen Sprossen, Wieland von Freiberg, schwer beeinträchtigt. Er liess diesen, seinen Bruder, vergiften und stürmte endlich Neuburg, die letzte Zufluchtstätte des müde gehetzten Greises am 1. September 1443. Dort nahm er den achtundsiebzigjährigen Vater gefangen und legte ihn im Kerker seines eigenen Schlosses in Ketten. Nicht lange liess die Unthat auf ihren gebührenden Lohn warten. Ein brennendes Fieber warf den

Verbrecher nieder und schon im April 1445 entfloh dem ungestalten Leib die befleckte Seele.

Die Wittwe und ihre Helfershelfer wollten nun den alten Mann für seine Freilassung schamlos plündern und stritten sich um seine Person. In aller Stille liess ihn, mitten im Winter, die liebevolle Schwiegertochter nach Ansbach zu ihrem Bruder bringen. Der drang denn eines Tages persönlich in ihn mit den Worten: „Ihr müsst mir Geld geben, oder in meiner Gewalt sterben". „Nimm ein Schwert und stoss mich durch und durch, und doch soll mein letztes Wort sein: Ich will dir nichts geben, bis mir die Seel ausgeht, denn du hast weder Recht noch Glimpf zu meinem Gut" erwiederte der eiserne Herzog. Als nichts zu erpressen war, verschacherte der Markgraf den edlen Greis an seinen bittersten Feind, den Herzog Heinrich. Der schloss ihn in seinen Thurm zu Burghausen, und gab dem armen, leselustigen Mann einen Psalter und eine deutsche Bibel mit. Manchmal spottete er, dass er von seinen Feinden höher geschätzt würde als unser Heiland, den man um dreissig Silberlinge verkaufte, zuweilen aber rollte eine einsame Thräne in seinen grauen Bart und er rief wehmüthig aus: „Wer mir das gesagt hätt' in meinen jungen Tagen, das ich also viel leiden sollt ich hätt' nit glaubt, das mich all teutsch fürsten dazu hätten bringen mögen!"

Die Unterhandlungen nahmen indessen ihren Fortgang, als sie aber endlich dahin gediehen waren, dass die Landschaft das Lösegeld zahlen, und deren Abgesandte ihm die Kunde seiner Befreiung bringen wollten, war er bereits zur ewigen Freiheit eingegangen. Am Morgen des zweiten Mai 1447 öffnete man ihnen die Pforten seines Kerkers und zeigte ihnen den unglücklichen, einundachtzigjährigen Greis in seinem Stuhle liegend, wie er eine Stunde nach Mitternacht in den Armen des Kaplans Andreas verschieden. „Ob es ein vernünftig oder ein genöther Tod gewesen, das weiss Gott" sagt eine gleichzeitige Chronik. Die Gebeine des im Kirchenbanne Verstorbenen wurden in aller Stille im nahen Kloster Raitenhaslach beigesetzt. All seine funkelnden Kleinode und reichen Schätze, die er aus Frankreich gebracht, sein schönes und reiches Land fielen dem Todfeinde Heinrich von Landshut zu, den jedoch schon nach drei Jahren der Tod zur Verantwortung abrief.

Auch dieses Bild ist von der Meisterhand Schwoisers.



Bayern-Straubing und Bayern-Landshut.

34. Jakobäa von Bayern-Holland erficht den Sieg bei Alphen 1426.

Ein blutiger Krieg zwischen der Kaiserwittwe und ihrem Sohne Wilhelm I. war Wittelsbach's Beginn in den Niederlanden. Von den beiden Partheien, dem Adel, die sich bezeichnend Kabeljaus nannten und auf Seite Wilhelms stunden und den Hoecks, wie die Anhänger der Kaiserin von den Angelhacken hiessen, womit man jene Raubfische fängt, hetzten die ersteren den Sohn, nach der Herrschaft der Mutter zu greifen. So kam es mit Hilfe Englands 1351 an der Maasmündung zur, völlig verabredeten, Seeschlacht. Bis zum Abend ward gestritten, der englische Admiral fiel, und Margarethe brach den Kampf ab, dessen Schrecken sie nicht mehr zu ertragen vermochte. Endlich versöhnte sich Wilhelm aufrichtig mit der Mutter, verfiel aber sechs Jahre später in Wahnsinn, bis er nach achtzehn Jahren in Quesnoy jammervoll verschied. Die edle Kaiserin war ihm schon 1356, gebrochenen Herzens, vorangegangen. Ihre Reste ruhen in Valenciennes. Nun verwaltete Albrecht sein Bruder erst als Statthalter, dann als Landesherr die Provinzen. Auch seine Herrschaft zerrüttete die Wuth der Faktionen und die Kämpfe mit den freiheitstolzen Frisen. Abermals wiederholte sich der traurige Kampf zwischen Vater und Sohn. Albrecht hatte in schon reiferen Jahren seine heisse Liebe zu der schönen und klugen Aleid von Pölgeest zur Parthei der Kabeljaue gezogen; sie gebot im Lande. Sein Sohn Wilhelm II. stund auf Seite der Hoecks. Aleid fiel unter Mörderhänden im Herzogsschlosse zu Haag und der Verdacht kam auf letztern. Wüthend wollte der Vater den Gnadeflehenden in einem Hause, in das er sich geflüchtet, verbrennen, und erst die Kämpfe gegen die Frisen, aus deren Gewalt ihn der tapfere Wilhelm rettete, versöhnten beide wieder. Albrecht starb 1404. Seinen jungen, erst siebzehnjährigen Sohn Johann, der überdiess nicht einmal die geistlichen Weihen hatte, führte er schon 1390 als Bischof in Lüttich ein, und ein furchtbar blutiges Gericht, das er nach vielen Sühneversuchen endlich über die zuchtlosen Empörer hielt und dem er die Benennung Jean sans pitié zu danken hatte, befestigte ihn auf seinem Sitze.

Wilhelm II. besass von seiner Gemahlin Margarethe, einer Tochter Philipp des Kühnen von Burgund nur ein einziges Kind, die schöne, feurige Jakobäa. Er, ein treuer Freund der Hoecks, lag während der dreizehn Jahre seiner Regierung in stetem Hader mit den Kabeljau's, die er schwer demüthigte. Im Sommer 1414 wurde die Vermählung Jakobäas mit Johann, dem zweiten Sohne Karl VI. von Frankreich vollzogen, dem sie seit ihrem fünften Jahre verlobt gewesen und der mit ihr am Hofe des Vaters erzogen worden. Im folgenden Jahre ward er durch den Tod seines Bruders Dauphin, zwei Jahre später weinte die sechzehnjährige Jakobäa als Wittwe am Sarge ihres Gemahls. Das Gift der orleanischen Parthei soll ihr den Geliebten der Kindheit geraubt haben. Wenige Wochen später bettete der Tod auch den Vater an der Seite seiner Eltermutter der Kaiserin, zu Valenciennes. Seinem Willen zufolge ward zwar der Tochter gehuldigt, aber noch auf dem Todbette der stumpfsinnige, erst fünfzehn Jahre alte Johann von Brabant, der Neffe ihrer Mutter, zum zweiten Gemahl bestimmt. Mehr und mehr begannen von jetzt an der Ehrgeitz und die Habsucht des Burgundischen Hauses ihre tiefen Schatten auf das Schicksal der jungen Fürstin zu senken. Der Oheim zu Lüttich säkularisirt sich, nimmt die Wittwe Antons von Brabant, die Stiefmutter Johanns zur Ehe, und sucht Jakobäa aus ihrem Erbe zu drängen, um es in seiner Person dem Hause Wittelsbach zu erhalten. Zu ihm hielten die Kabeljau's, auf Seite der Fürstin stunden die treuen Hoecks. Nun kam es zum offenen Kampfe. In Gorkum erfocht

zwar Jakobäa einen glänzenden Sieg, aber zuletzt behielt doch ihr Oheim die Oberhand und ein Vertrag sichert ihm die Verwaltung der Grafschaften und die Hälfte derselben als Besitzthum. Sie wendet sich zu ihrem Gemahl nach Brabant Von diesem Unwürdigen jedoch roh und schimpflich behandelt und höhnend einer gemeinen Buhlerin geopfert, nimmt sich das Volk ihrer an und es kömmt in den Strassen von Brüssel zur blutigen Metzelei. Da flieht sie nach England, scheidet sich selbst, als ihr zu nahe verwandt, von dem Brabanter, und reicht dort, erst zweiundzwanzigjährig dem Herzog Humphred von Glocester, dem Oheim Heinrich VI. als drittem Gemahl ihre Hand. Philipp von Burgund, wie zum Hohne der Gute genannt, weiss die englische Hilfeleistung lange hintan zu halten. Endlich landet Jakobäa Ende Dezember 1424 in Holland und wird von den Ihrigen mit Jubel empfangen. Anfangs scheint ihr das Glück zu lächeln; aber diess und ihr treuloser Gemahl Glocester wenden ihr nur zu bald den Rücken. Die Nachricht, dass Humphred, unter dem Vorwand neue Hilfe zu werben, nach England gewichen und sich dort mit einer ihrer eigenen Damen, Leonore Cobham habe trauen lassen, — (den doppelten feigen Verrath büssten nach Jahren Leonore, als Zauberin angeklagt mit lebenslänglicher Kerkerhaft. Humphred unter den Mörderhänden des Herzogs von Suffolk*)) — bricht ihr das Herz. In Mons belagert, wird sie treulos dem Burgunder ausgeliefert und nach Gent geschleppt. In denselben Tagen stirbt Johann der Unbarmherzige, vergiftet durch den Kuss auf ein Messbuch und vererbt all seine Rechte an Philipp, bald folgt ihm der blödsinnige Schlemmer von Brabant, und auch sein Erbe gelangt an Burgund. Und wieder, kaum mehr als ein Menschenalter später, liegt Philipps einziger Sohn, der letzte und hochmüthigste des stolzen Könige gleichen Geschlechts, von Bauern erschlagen, eine nackte, entstellte Leiche auf dem Blutfelde von Nancy!

*) Shakspeares Heinrich VI. 2 Thl. 2, 3 und 3, 2.

Noch einmal rafft sich Jakobäa auf. In Männerkleidern entflieht sie ihrer Haft, und wirft sich den treuen Holländern in die Arme. Sie schnallt nun selbst den Panzer um, und erscheint an der Spitze ihrer Kennemer-Bauern im Felde. Aller Orten stehen wieder die Hoecks zu ihr, und mit ihrer Hilfe erficht sie nach zweitägigem Ringen den glänzenden Sieg bei Alphen am 30. April 1426, nach welchem sie, die ritterlichste von Allen, auf dem Schlachtfelde sieben ihrer Führer zu Rittern schlägt. Noch mehrere Siege folgen; vergebens. Die burgundische Uebermacht wirft alles vor sich nieder und belagert sie endlich in ihrer letzten Burg zu Gouda. Hier unterzeichnet sie den Vertrag, dass Philipp einstweilen ihr Land verwalten und nach ihrem Hingange erben solle, sie selbst verzichtet ohne seine Einwilligung auf jede weitere Vermählung. Aber das Herz überwog die Politik. In ihrer Noth fand sie in Franco von Borselen, dem burgundischen Statthalter Hollands, den einzigen treuen Freund, dem sie heimlich ihre Hand reichte. Den Schritt erfuhr Philipp alsbald durch seine Späher Er liess den Beglückten festnehmen und stellte nun Jakobäa die Wahl entweder dem geliebten Gatten oder sogleich ihren Kronen zu entsagen. Sie wählte das Letztere. Nur kurze Zeit lebte sie noch an seiner Seite. bis der Gram sie 1435 in ihrem fünfunddreissigsten Jahre hinraffte. Kaum in einem doppelt so langen Fürstenleben mochten sich je so viele Schicksalswechsel gehäuft haben.

Mit Jakobäas Leiche ward die zweiundsiebzigjährige Herrschaft Wittelsbachs in den Niederlanden in die Gruft zu Haag gesenkt. Das Andenken an die vielgeprüfte und unglückliche junge Fürstin ist aber noch bis auf den heutigen Tag lebendig im Volke geblieben. Franz Löher hat ihr in seiner trefflichen Lebensbeschreibung ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Das lebensvolle, charakteristische Bild des Ritterschlages bei Alphen hat Häberlin gemalt. Jakobäas Porträt ist einem angeblich von Johann von Eyk gemalten Bilde derselben im Haag entlehnt.



35. Ludwig des Reichen Sieg bei Giengen 1462.

Als der filzige, harte Heinrich von Niederbayern — wir kennen ihn bereits aus Ludwig des Bärtigen Schicksal, der ihn, ob seiner schwarzen Gesichtsfarbe nur den Schuster nannte, — starb, hinterliess er als einzigen Erben seines Landes und seiner Reichthümer seinen Sohn Ludwig. Der verlebte in Armuth und oft der schicklichen Kleidung entbehrend, im Schlosse zu Burghausen seine Jugendtage. Mit ihm Albrecht von Brandenburg, später der Achilles zubenannt, der Sohn Elisabeths, der Schwester des Vaters. Zwischen beiden war des Balgens kein Ende, so dass ihr Hofmeister Wilhelm von Rechberg öfters weissagend ausrief: „Ihr jungen Herren tragt einen Korb voll Unglück feil, Gott weiss, wo ihr ihn ausschütten werdet.“ Trotz aller Entbehrungen und harten Zucht sprach aber dennoch der wackere Sohn, als man ihn zur Flucht zu seinen Vettern nach dem lustigen Wien verlocken wollte, mit Entrüstung: „Meinen Vater verlassen? das sei fern von mir, kein Blick meines Auges soll ihm wehe thun“. Auch blieb ihm die Rede des biedern Aham unvergessen, der einst zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, ihr seid da für das Volk und nicht das Volk für euch; es bleibt ein Volk ohne euch, ihr aber kein Herr ohne Volk“. Das war der Mann, der in seinem dreissigsten Jahre zur Herrschaft gelangt, im Vereine mit seinem gleich tüchtigen Vetter, dem „bösen Pfälzer Fritz“, Wittelsbachs Banner wieder hoch hielt in deutschen Landen, und der allerdurchlauchtigsten Reichs-Schlafmütze Friedrich III. gar manche schlaflose Nacht bereitete.

Der weckte dafür beiden Fürsten Feinde in allen deutschen Landen; und als Ludwig Donauwörth, welches Kaiser Sigismund widerrechtlich dem Bayerlande, an das es aus Konradins Erbe gekommen, entrissen, 1458 durch Ueberrumpelung wieder zurückgewonnen, als er sich weigerte, den angemassten Rechtsbann Albrechts als Burggrafen von Nürnberg über einen Theil seiner Unterthanen anzuerkennen; erklärte ihn der Kaiser zum Reichsfeind und ernannte den Markgrafen, des Herzogs eigenen Schwager, welcher ob jener Weigerung sein heftigster Gegner geworden, zu seinem Feldhauptmann. Fünf geistliche und drei weltliche Reichsfürsten, dann die meisten fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Grafen und Herren sandten Ludwig ihre Absagebriefe. Auch der Fehdebrief der Reichsstädte von Schwaben und Franken ward ihm überbracht an den zweiunddreissig derselben an ihrer Spitze Ulm und Augsburg ihre Siegel gehängt. Letzteres allein stellte zweihundert Berittene und fünfhundert Mann aus den Zünften, mit Rüstzeug und Geschossen aller Art. Ueberdiess hatte die Stadt achthundert Schweitzer in ihrem Solde. Eben erst am 30. Juni hatte der Pfälzer den herrlichen Sieg bei Seckenheim erfochten; da drängte es den Markgrafen, seine Freunde zu rächen. Er rückte nach Schwaben, ihm entgegen Ludwig. Bei Giengen trafen Beide aufeinander. Albrecht war beschäftigt, auf den Höhen oberhalb des Städtchens eine starke Wagenburg zu schlagen. Sie zu vollenden gönnte ihm Ludwig keine Zeit. Nach kurzer Rast, in der er vierzig Ritter schlug, und selbst den Ritterschlag von Thomas Preisinger erhalten, liess er seine Trompeter aufblasen. Die Reichsvölker hatten Birkenzweige auf ihre Eisenhüte gesteckt, ihre Losung war „St. Wilhelm“, ihr Feldgeschrei „Römisch-Reich“. Die Bayrischen trugen Eichenlaub, bei ihnen hiess die Losung „St. Maria“ und das Feldgeschrei „Bayerland“. Ihr Rennfähnlein mit den Rauten trug Heinrich von Gumppenberg an der Spitze von fünfhundert Reitern. Um das Hauptbanner und das des Herzogs, welches Wolf von Hohenkammer diesem vortrug, waren die Preising und Törring, die Sandizell, Frauenhofer*), Aham, Pienzenauer, Frohnhofer und Riederer, seit den ältesten Zeiten treue Vasallen der Wittelsbacher, geschaart. Auch focht in ihren Reihen Ebran von Wildenberg, der erste, der eine Geschichte seines Vaterlandes, treu und wahr in trefflicher deutscher Sprache geschrieben. Sie alle lagen ihrem Herrn dringend an, an sicherm Ort seiner zu schonen. Der aber hob sich kampfesmuthig in den Bügeln und rief überlaut: „Nein, Nein! Heut bei meinem Volk lebendig oder todt“. Dess waren sie hocherfreut und ihm nach, unter dem Gesang der Ritter und Knechte:

„Wer heut nit wohl schiessen kann
Der ist meinem Herrn ein unnütz' Mann“

brausten die Reiter gegen die Wagenburg hinauf. Die böhmische Hilfe Georgs von Podiebrad führte Wolf von Schaumburg in's Gefecht.

*) Der letzte des uralten Hauses ward im März 1865 mit Schild und Helm in die Gruft seiner Ahnen gebettet.

Zuerst wankte das Banner mit den drei Hirschgeweihen in der Hand des jungen Grafen von Würtemberg. Seine Reiter rissen aus, ihnen nach ein Fähnlein der Reichsstädte nach dem andern. Die hatten ein ungeheures Banner mit all ihren Wappen mitgeschleppt; es ging verloren. Auch das Fussvolk begann zu weichen. So kam man denn an die wohlbesetzte Wagenburg. Ein Ludwigischer ritt heran und höhnte: „Liebes junges Volk, was ziert ihr euch lang, es geht an euer Leben, gebt euch lieber gleich." Und als ein Kaiserlicher hinter seinem Kettenwagen hervor rief: „Ja einen Dreck sollt ihr haben," entgegnete Jener: „Wohl, wohl, aber all der Dreck muss heut noch auf unsers Herrn Acker." Nun setzten die Bayern an, und alsbald war die Wagenburg an beiden schlechtgedeckten Flanken durchbrochen, sie mitten inne. Noch stritt Albrecht hoch zu Ross, der sich hier wirklich den Namen Achilles verdiente. Endlich ward auch er in der allgemeinen Flucht mit fortgedrängt. Voll Ingrimm riss er sein Ross herum und schrie den Seinen zu: „Ihr lieben Sun, flieht Giengen zu!" „Ach nein gnädiger Heer" entgegneten die Schweizer die, nebst den Augsburger Fussknechten Rücken gegen Rücken noch eisern festhielten, „steht und lasst uns machen, heut gilts sich mannlich wehren". Umsonst. Auch sie riss der Strom fort, der so blind tobte, dass Hunderte den Berg hinab in die Brenz stürzten, und Viele ertranken. Alles floh Giengen zu und warf im panischen Schrecken die Thore hinter sich in's Schloss, so dass der Markgraf, einer der letzten, bis Albeck reiten musste, um Einlass zu finden. Hätte nicht die kostbare Beute des Lagers die Sieger aufgehalten, nur Wenige von den Feinden wären entronnen. Ludwig zog vor Augsburg und belagerte es. Das hielt fest. Der Rath war aber so artig, jeden Tag die silbernen Flaschen, die der Herzog durch einen Trompeter schickte, mit dem bessten Malvasier zu füllen. Dafür schonte er das Schloss zu Haimhofen, als ihm die Frau des Bürgermeisters Langenmantel bittend aus dem Thore entgegen trat und, einen Siegeskranz mit Perlen umwunden reichend, für ihr Widdum bat.

Sämmtliche Banner, die grossen des Reichs und des Kaisers, das der Städte, das brandenburgische, würtembergische und pappenheimische fielen in die Hände der Bayern. Sie wurden nach Burghausen gebracht und wehten während des Dankamtes von dessen Thürmen. Ueberreiche Beute an Wagen und Geschütz, an Geld und Kostbarkeiten ward gewonnen. Der Kampf aber hatte stattgefunden an dem heissen Morgen des 19. Juli 1462. Von den Bayrischen waren einhundert und zwei und dreissig gefallen; der Feind hatte dreihundert Fussknechte und zweihundert Gefangene, darunter viele vom ersten Adel eingebüsst.

Der Markgraf vermochte nicht mehr das Feld zu halten. Der grosse Sieg führte den Waffenstillstand und im folgenden Jahre den allgemeinen Frieden herbei. Man hatte am Rhein und in Schwaben Wittelsbachs geeinigte Kraft kennen und achten gelernt, und die Lust seine Macht über bayrisches Land auszudehnen war dem Hohenzoller gründlich verleidet worden.

Das Bild, lebhaft komponirt und mit grossem Fleisse ausgeführt, ist von Wohnlich gemalt. Leider ist das Gesicht des damals 47jährigen Herzogs allzujung gerathen.


35.

36. Ludwig der Reiche stiftet die Hochschule zu Ingolstadt 1472.

Nachdem schon seit dem eilften Jahrhunderte die Hochschulen zu Paris und Bologna, jene besonders durch ihre Theologen, diese durch ihre Rechtslehrer berühmt, geblüht hatten, nachdem die erste Universität in Deutschland 1348 zu Prag gegründet worden, die so ungeheuren Zulauf erhielt, dass sie um 1408 an dreissigtausend Studenten zählte und nachdem diesen damaligen Metropolen der Wissenschaft bald mehrere minder bedeutende zugesellt waren, dachte auch Herzog Ludwig daran, dem Bayerlande die Wohlthat einer solchen höheren Bildungs-Anstalt zu verleihen. Ohne Genehmigung eines der beiden Häupter der christlichen Welt konnte damals keine ähnliche Stiftung ins Leben treten und darum erfolgte denn auch auf Bitten Ludwigs 1459 die Einwilligung des selbst den Wissenschaften eifrig ergebenen Pius II., des berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini. Ingolstadt war wohl hauptsächlich zu ihrem Sitze gewählt worden, um der Stadt einigen Ersatz für den Verlust seines eigenen Fürstenhauses zu geben. Die neue Universität sollte sich nach dem Muster der zu Wien 1365 gegründeten richten, dieselben Ehren und Privilegien geniessen und Lehrstühle für Theologie, geistliches und bürgerliches Recht, Medizin und die freien Künste erhalten. Die wirkliche Einweihung der neuen Hochschule fand, nach geschlossenem Frieden am 26. Juni 1472 statt. Ihr wohnten der Herzog und sein Sohn Georg, mehrere Fürsten und Bischöfe, darunter der von Eichstädt, welcher ihr beständiger Kanzler blieb, und eine Menge Adliger und Geistlicher bei. Wie bescheiden der Anfang gewesen, zeigt, dass nur ein Lehrer für die Theologie, drei für die Rechte, einer für Medizin und sechs Magister für die freien Künste bestimmt wurden. Die Studenten, deren schon im ersten Jahre siebenhundert vier und neunzig waren, lebten, wie heute noch die englischen, in eigenen Häusern beisammen unter Aufsicht eines Magisters. Eine solche Genossenschaft hiess Bursa (daher Burschen) und zählte Ingolstadt deren eilf. Leider begann schon in den ersten Jahren auch hier der Zwiespalt zwischen den Nominalisten und Realisten. In den finstern Zeiten der Scholastik hatten die letztern mit ihrer immer streitfertigen Spitzfindigkeit unbeschränkte Herrschaft. Gegen sie erhoben sich mit Occam, dem berühmten Minoriten und Vertheidiger Ludwig des Bayern, siegreich die Nominalisten, die eigentlichen Bahnbrecher des Humanismus. Bereits im sechsten Jahre seiner Gründung zählte Ingolstadt vierzig Magister der freien Künste, Artisten genannt, welche den Aristoteles „traktirten“. Mehr denn einmal mussten die Landesfürsten die gelehrten Herren von ihrem unfruchtbaren Gezänke abmahnen und an den Zweck der Anstalt erinnern. Als endlich der Humanismus sieghaft zur Geltung gekommen, waren die Herzoge redlich bemüht, die berühmtesten seiner Anhänger an ihre junge Hochschule zu ziehen. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts beginnt denn auch die erfreuliche Blüthezeit derselben. In jenen schönen Tagen zierten Männer wie Celtes, Locher, der satyrische Vertheidiger der alten Klassiker, Aventin, Agricola und Reuchlin ihre Lehrstühle, und selbst der berühmte Erasmus erhielt, jedoch vergeblich, das Anerbieten von zweihundert Goldgulden, einer damals sehr bedeutenden Summe, wenn er, ohne Amtspflicht, nur in Ingolstadt Wohnung nehmen wolle. Mit dem thätigen Kampfe gegen die Reformatoren begann die kurze Blüthe zu welken. Der eifrige Johann Eck setzte es durch, dass Luthers Schriften öffentlich verbrannt und die Bannbulle gegen ihn verkündet wurde. Ketzerische Verfolgungen begannen, so die des arg gequälten Seehofer, und manche tüchtige Kräfte verliessen die Hochschule, unter ihnen der berühmte Mediziner und Botaniker Fuchs. Doch genoss gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts unter dem berühmten Leonhard von Eck die Universität von Ingolstadt immer noch den Ruf der ersten in Deutschland, und zählte unter ihren Studenten besonders viele aus den noch heute blühenden fränkischen Adelsgeschlechtern.

Nun kamen die Jesuiten. Schon acht Jahre nach der Stiftung des Ordens bestiegen 1543 Petrus Faber und Claudius Jajus den Lehrstuhl der Exegese in Ingolstadt, und nach der bekannten Weise der frommen Väter hatten sie es in wenigen Jahren dahin gebracht, dass nicht allein die theologische Fakultät ganz in ihren Händen war, sondern auch durch ein Dekret des Herzogs von 1588 sämmtliche Katheder der

philosophischen Disziplinen, ausschliesslich aus ihrer Mitte besetzt werden mussten. Alle andern Professoren hatten mindestens das Tridentinum zu beschwören. So war Ingolstadt gegen Ausgang des XVI. Jahrhunderts der wissenschaftliche Hort des Katholizismus in Deutschland geworden, und ein neuer, greller Glanz verbreitete sich um diese unerschütterte Glaubensburg der Jesuiten. Unter ihre merkwürdigsten Schüler zählt der grosse Kurfürst Max I. und der nachmalige Kaiser Ferdinand II. Besonders die Fürstensöhne der katholischen Häuser, der junge Adel Süddeutschlands und Polens machten dort ihre Studien. Aber wie in Genf und Wittenberg so ward auch hier jener fanatische Geist erzeugt und genährt, der stets auf der Mensur stehend, in dem Gegner nur den Feind sieht. Zwar ist von den Lehrern aus der Gesellschaft Jesu gar Mancher zu nennen, der durch Reichthum des Geistes und Schärfe der Forschung hervorleuchtet und die beiden Canisius, Gretscher, Scheiner, der Entdecker der Nebelflecken, der Orientalist Mayer und der treffliche Balde waren Zierden der Hochschule. Zwar lassen sich die grossen Verdienste des Ordens in der ersten Zeit seines Wirkens besonders um die exacten Wissenschaften nicht in Abrede stellen. Aber die freie, frische Bewegung fehlte und damit die Bedingung jedes wahren Fortschrittes.

Mit dem Kampfe gegen den Protestantismus, den ihnen selbst die glaubenstreuen Protestanten nicht genug danken können, weil er ihre Kirche zwang sich um das Banner eines Symbolums zu schaaren und vor dem völligen Aufgehen in Glaubenslosigkeit bewahrte, war aber für Europa seine Mission erfüllt. Er klammerte sich zäh an den alten, abgelebten Stamm, während alles ringsum frische Geistessprossen trieb. Nicht so für die halb und ganz barbarischen Völker. Die Glorie des Ordens, einst so weltbeglückend in ihrem Aufgange, leuchtete weit weniger durch sein Wirken in Europa als durch das seiner wahrhaft heiligen Mitglieder in China und Indien, in Afrika und Amerika. Dort, wo er, vor allem werkthätig, das Evangelium der christlichen Liebe verkündete, dem, zugänglich und verständlich auch den Ungebildetsten, er erst die supranaturalistische Blume des Glaubens entsteigen liess, und für welches seine Apostel bis zum Martertode Zeugniss gaben, grünten die Palmen ihrer unsterblichen Verdienste. Bei uns verwandeln sie sich, weit entfernt die Lehren der Liebe an die Spitze zu stellen, nur zu bald in die Vorkämpfer einer starren Dogmatik, einer unbedingten Pabstgewalt, und erscheinen als die Feinde des Episkopats, der Einrichtung der ersten christlichen Kirche. *)

Die Forschung, wenn diess überhaupt noch Forschung heissen kann, bewegte sich in den Fesseln des unerträglichsten, alles Leben tödtenden Schematismus und in den, aufs engste gezogenen Schranken des Dogmas, dem vorgreifend, sogar schon 1653 von allen Professoren und Schülern der Eid auf die unbefleckte Empfängniss Mariae geleistet werden muss. Alle äussern Flitter konnten, gleich der schillernden Decke über dem Sumpfe, die Geistesertödtung nur umhüllen, nicht verbergen, welcher die Hochschule im Banne der Jünger Loyola's allmählig verfallen war, und die mächtigen Fortschritte der norddeutschen Universitäten hoben diess nur um so greller hervor. Einst so berühmt, war Ingolstadt jetzt als ein Nest gelehrter Unwissenheit verrufen, als Tummelplatz studentischer Rohheit und alberner Schulfuchsereien von allen Bessern, selbst unter den Landeskindern gemieden. Noch 1719 widersetzte sich die theologische Fakultät der Lehre des Kopernikus, erst seit 1726 durften Vorlesungen über allgemeine Geschichte gehalten werden. Aus schwülstig pfäffischen Dichtern des Ordens oder, wenn es gut ging, aus arg verstümmelten Klassikern wurden, nicht etwa die Schönheiten der Sprache Latiums, sondern elende grammatische Spitzfündigkeiten mit gelehrtem Bombast entwickelt; der Geist der unsterblichen Alten blieb vollends völlig unverstanden. Ein systemloses Gemengsel willkührlicher und verworrener Meinungen, ein sachleeres, unverständliches Wortgezänke trug den erhabenen Namen Philosophie und für diesen geisttödtenden, scholastischen Kram war das Triennium unverbrüchliche Regel.

Erst mit dem geistreichen Ickstadt, der 1746 unter Max Joseph III. Direktor der Hochschule geworden, begann ein frischerer Luftzug die Nebel zu zertheilen. Der bisher streng verpönte Verkehr mit den akatholischen Universitäten wurde, freilich unter Beschränkungen, erlaubt, das Triennium abgeschafft aber noch 1766 die Promotion des später so berühmten Chemikers Gmelin, weil er Protestant, verweigert. Selbst die Jesuiten, die ja in ihrer Weltklugheit stets das feinste Verständniss für die Strömung der Zeit gehabt**), huldigten theilweise der neuen Richtung. So liess der Rektor Rhomberg schon 1768 auf eigene Kosten eine astronomische Warte bauen und Mederer, Stattler und Steigenberger aus ihrer Mitte glänzten neben Lori, Scholliner und Weishaupt als ausgezeichnete Lehrer. Die 1773 erfolgte Aufhebung des Ordens und Max III.

*) Und dennoch ist es wieder nur die Aufrechthaltung des granitnen Baues der Dogmen, der wir, menschlich betrachtet, es zu danken haben, dass nicht das Christenthum längst schon in schöngeistisch gefärbten, nebelhaften Pantheismus verflüchtigt, oder in vage, süssliche Gefühlsduselei verschwommen, ohne Kern und geregelte Bahn, Cometen gleich durch das unbegränzte Reich der Spekulation und Phantasie schweift. Die Menschennatur ist allzu unvollkommen und sündig, als dass sie sich auf der reinen, ethischen Höhe hätte erhalten können, auf welcher die erste Gemeinde unsres Heilandes stund. Und welche Schwächen berichten uns Evangelien und Episteln selbst von dieser!

**) Zeuge dessen ihre trefflichen Missionspredigten.

besster Wille bewirkten aber doch keinen rechten Aufschwung. Man war zu weit zurückgeblieben. Auch brachte es keinen Vortheil, dass Karl Theodor, um seinen natürlichen Kindern einen Theil der reichen Einkünfte des aufgehobenen Ordens zuzuwenden, die theologischen und philosophischen Lehrstühle mit Ordensgeistlichen besetzte. Doch fanden jetzt Landwirthschaft und Technologie sowie die historischen Hilfswissenschaften besondere Beachtung, und Männer, wie Krenner, Schrank und Sailer lehrten zu Ingolstadt. Ingolstadt ward auch die Wiege des 1784 von Weishaupt gestifteten Illuminaten-Ordens, und der berüchtigte Lippert wirkte dort zuerst als Curator.

Der 17. Mai des Jahres 1800 brachte endlich die Verlegung der Hochschule nach Landshut und mit dieser eine erfreuliche Vermehrung der Lehrkräfte. Allenthalben regte sich neues Leben, das freilich nicht selten in überstürzender Neuerungssucht mit dem blitzschnellen Wechsel der Weltbegebenheiten gleichen Schritt halten wollte. Die Einrichtungen der Universität nahmen unter dem geistreichen Montgelas mehr und mehr den napoleonischen Styl der französischen College's an, aber in Bezug der Lehrkräfte erreichten sie zu Landshut einen lange nicht gekannten Höhepunkt des Glanzes. Namen wie Feuerbach, Ast, Walther, Tiedemann, Stahl, Fuchs, Breyer, Salat, Wening-Ingenheim, Köppen, Mannert, Savigny und Mittermayer werden ihren Annalen zu steter Zierde gereichen. In Landshut unter Ast trieb auch die romantische Schule ihre ersten, duftigen Blüthen.

Von der Zeit an steht die Universität ebenbürtig neben jeder andern. König Ludwig eröffnete ihr durch die 1826 erfolgte Versetzung nach München einen unendlich erweiterten Kreis wissenschaftlicher Hilfsmittel und der anregendsten Berührungspunkte, und erbaute ihr daselbst einen herrlichen Palast. Namen von europäischer Berühmtheit zierten und zieren nun die Hochschule, die drittstärkste in deutschen Landen. Hier endlich wurde, und diess ist wahrlich nicht ihr geringster Ruhm, zuerst unter der schützenden Aegide des unvergesslichen Max II.*) der Kampf eröffnet und sieghaft das Schwert ächt katholischer, deutscher Wissenschaft geschwungen gegen jene Parthei, die da meint oder zu meinen sich anstellt, Gott am bessten zu dienen, wenn sie dessen herrlichstes Geschenk, die Vernunft, geradezu verläugnet und ihren verwerflichen egoistischen Zwecken opfert. Gegen jene Parthei von römischen Neuscholastikern, deren Bemühungen es gelungen, dem wahrlich schlimm berathenen Oberhaupte der Kirche ein Anathem gegen jeden Fortschritt der Wissenschaft, wie es kaum das finsterste Jahrhundert des Mittelalters auszusprechen wagte, zu entlocken, und die es dahin gebracht, dass neben den herrlichsten Lichtgestalten der Apostel der Liebe, eines Paulus und Johannes, eines Vinzentius und Karl Borromäus das Bild des mit Blutschuld bedeckten, unbarmherzigen Ketzerrichters auf den Altären der katholischen Christenheit als ermunterndes nachahmungswerthes Vorbild aufgestellt wird.

Das Bild, zwar fleissig gemalt aber in der Auffassung schwunglos und ängstlich, ist von Guggenberger.

*) Das Urtheil eines leidenschaftlichen Römlings im 60. Bande der hist.-polit. Blätter Seite 238 zitirt den edlen Hingeschiedenen desshalb vor den Richterstuhl Gottes. Möchte doch dieser irdische Richter dereinst mit gleich reinem Herzen, mit dem Bewusstsein desselben wahrhaft christlichen Strebens vor seinem göttlichen Richter erscheinen! Es ist diess der christlichste Wunsch, den wir für ihn auszusprechen vermögen.


36.

37. Herzog Georg des Reichen Hochzeitsfest zu Landshut 1475.

Wenn gegen Ende des XV. Jahrhunderts der Adel und die Bürger auf ihren Trinkstuben und die Bauern unter der Dorflinde hinter dem Kruge sassen, so hörten sie mit Bewunderung und wohl auch mit Neid die prächtigen Schilderungen fahrender Sänger von der weltberühmten Hochzeit, die im November 1475 der reiche Herzog Ludwig von Landshut seinem einzigen Sohne Georg daselbst ausgerichtet, als er die achtzehnjährige Hedwig, die jugendlich schöne Tochter des Polenkönigs Kasimir III. heimführte. Vergessen waren die heissen Kämpfe der vergangenen Jahre und einträchtig wohnten diesem Feste, das so recht Zeugniss gab von der Prachtliebe und dem Reichthume Ludwigs bei: Kaiser Friedrich III. und sein Sohn, der römische König Maximilian, Herzog Sigmund von Tyrol, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg des Landshuters früherer Gegner mit seiner Gemahlin der sächsichen Anna, Schwester der „schönen Ameley“, der Mutter des Bräutigams mit ihrem Sohne Friedrich Dann von den Münchner Vettern die wiederversöhnten Brüder Albrecht, Christoph und Wolfgang und von den Pfälzern Philipp der Aufrichtige mit seiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Margarethe, der Schwester Georgs, welche er erst im verflossenen Jahre gefreit, der gelehrte Mathematiker Otto II. von der Mosbacher Linie, und dessen Bruder Johan, der Augsburger Domprobst, der auf einer Wallfahrt in's gelobte Land den Tod gefunden, beides Söhne Johanna's, der Schwester Herzog Ludwigs. Ferner Graf Ulrich und sein Sohn Eberhardt, später der erste Herzog von Würtemberg mit seiner Gemahlin, dann Elisabeth, die Schwester der Münchner Herzoge und Wittwe Herzog Ernst's, des Stifters der ältern Linie des Hauses Sachsen mit ihrem jungen Fräulein. Endlich noch sämmtliche Bischöfe des Bayerlandes, an vierzig Reichsgrafen und eine Menge Abgeordneter von Fürsten und Städten nebst einer zahllosen Schaar des niedern Adels. Auch eines andern wunderlichen Gastes, eines „Bruders des türkischen Kaisers“, — es war der bekannte, in Deutschland Zizim genannte Bruder Muhameds II., der sich vor dessen Mordstahl geflüchtet, — gedenkt unser Gewährsmann. Er theilte sich mit Markgraf Friedrich in das Truchsessen-Amt an der kaiserlichen Tafel, wo unter anderm ein Schauessen, eine Riesenpastete, aufgetragen wurde, in der singende Knaben sassen. Die Anzahl der fremden Pferde vor und in der Stadt betrug neuntausend.

Am 15. November gab der Erzbischof von Salzburg das fürstliche Paar in der St. Martinskirche zusammen. Der erst zwanzig Jahre zählende Bräutigam trug eine „Schaube“ von Silberstoff, um seinen Hut war eine Schnur von Edelsteinen und Perlen geschlungen, welche Kundige auf 100,000 fl. wertheten. Die Braut, von dem Kaiser und Pfalzgraf Otto geführt, war in einen, auf polnische Art geschnittenen, reich mit Perlen gestickten rothen Atlasrock mit langen und weiten Ermeln gekleidet; das Haar in einen einzigen, hinten hinabhängenden Zopf geschlungen, mit Perlen durchflochten und mit einer Perlenkrone bedeckt. Eilfhundert Trompeter und Zinkenisten begleiteten den Zug, hundert musizirten in der Kirche. Vierzig Edelleute in des Bräutigams Farben, halb granatbraun, halb perlgrau, schritten mit Windlichtern der Braut voran, und tausend rothgekleidete Trabanten des Herzogs nebst den Zünften in ihrem Waffenschmuck bildeten Spalier. Zur Besorgung der Küche waren, eine bezeichnende Wahl, die Köche, mehr denn hundert, aus allen bayerischen Klöstern berufen worden, und Tafeln mit köstlicher Kredenz waren auf Kosten des Herzogs in allen grösseren Häusern der Stadt gerichtet, welche damals Bürgerfamilien mit fürstlichem Reichthum beherbergte.

Zu masslosem Staunen aber reisst uns der noch vorhandene genaue Bericht des mitanwesenden Klosterschreibers von Seligenthal, dem wir die ganze Schilderung verdanken, über die Masse der während der Festesdauer vertilgten Lebensmittel hin, und nur wer einmal Gelegenheit gehabt, einer „vornehmen“ Bauernhochzeit in Altbayern beizuwohnen, kann sich hievon ein schwaches Bild entwerfen. In Summa wurden verzehrt 333 grosse Ochsen, 1130 ungarische Schafe, 285 Schweine, 625 halbjährige Schafe, 75 Wildschweine, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 684 Spanferkel, 12,000 Gänse, 62,000 Hühner, 75,000 Krebse, 194,000 Eier, 220 Zentner Schmalz, 7 Tonnen Häringe, 140 Zentner Rosinen, 3 Eimer Honig, 2 Zentner Saffran, 286 Pfund Pfeffer u. s. w. Das Getränk stund dazu im richtigen Verhältniss. Es wurden nämlich 550 Eimer feinen und 5616 Eimer gemeinen Weines geleert. Fische hatte man um 4125 fl. gekauft und die beiden Stadtapotheker lieferten für 500 fl. Konfekt. Aus Venedig, Florenz und Nürnberg waren um 8000 fl. Sammet und Zendel besorgt worden und 6800 fl. kosteten die Geschenke. Ferner gingen, nur für fremde Pferde 1700

Schäffel Haber auf; und wurden 58 Zentner Wachs und 52 Zentner Unschlitt verbraucht. Wenn man erwägt, dass ein Zentner Wachs nur 14 fl. kostete, und ein stattliches Ross mit 100 fl. bezahlt wurde, so erhält man einigermassen einen Massstab für die ungeheuren Kosten des nur acht Tage dauernden Festes, welche die, selbst für unsere Zeiten beispiellose Summe von 70,000 Dukaten betrugen.

Ritterspiele und Gelage wechselten mit den ernstfeierlichen Tänzen jener Zeit. Am dritten Tage begann das Turnier. Herzog Georg eröffnete es. Er und zwölf seiner Rosse, wie die Knaben, welche sie ritten, zogen gleichmässig in granatbraunem Damast mit Silber auf, und waren mit Reiherbüschen geschmückt. Vor ihm her liefen zwölf Edelleute in Narrenröcken von derselben Farbe. Die andern Fürsten folgten. Zuletzt ritt der riesige Woiwode von Lublin in die Schranken. Tausend Gulden bot er dem, der mit ihm stechen wolle. Alles schwieg. Da boten der Kaiser und Herzog Georg weitere tausend, und forderten den, ob seiner Stärke weitberühmten Herzog Christoph auf, die Ehre der Deutschen zu retten und mit dem prahlerischen Polacken zu stechen. „Gut denn, sprach Christoph, in zwei Tagen will ich es mit dem polnischen Ungeheuer aufnehmen.“ Am bestimmten Tage ritt der Herzog auf seinem Schimmel in die Schranken. Ihm entgegen der Pole. Als sie sich die Hände gereicht, sprang Christoph behend aus dem Sattel und rief dem Gegner zu, dasselbe zu thun. Nach langem Weigern bequemte sich dieser dazu, musste aber erst unter allgemeinem Gelächter die Riemen abschneiden lassen, mit denen er festgeschnallt war. Nun begann der Kampf, und im ersten Rennen splitterten beide Lanzenschäfte, der Pole flog kopfüber zwei Mannslängen weit in den Sand, Christoph aber sass aufrecht und ritterlich im Sattel. Jubelnd ward von allem Volke der Retter deutscher Fürstenehre beglückwünscht, und empfing den Dank aus den Händen der jungen Herzogin. „Nur mit des Teufels Hilfe hat mir der magere schwarze Herr das Herz entzwei gestossen,“ seufzte der Pole, als er drei Tage später auf seinem Todbette lag.

Das waren vielleicht die wenigen freudenhellen Tage im Leben der polnischen Königstochter. Georg vernachlässigte sie bald ob anderer flüchtiger Neigungen und hielt sie, nachdem Herzog Ludwig, ihr Beschützer, drei Jahre nach der prunkvollen Hochzeit in der Gruft zu Seligenthal beigesetzt worden, bald gleich einer Gefangenen im Schlosse zu Burghausen; hatte es der Vater doch nicht besser gemacht. Dort besuchte er sie selten, während er mit andern Frauen im Lande umher vielfach Kurzweil trieb. Hedwig schloss in jenen Mauern, die so oft schon fürstliche Seufzer vernommen, ihr trauriges Dasein 1502, erst fünf und vierzig Jahre alt. Nur ein Jahr später ereilte auch ihren Gemahl im neuen Schlosse zu Ingolstadt der Tod, nicht ohne Verdacht, dass sein leichtfertiger Wandel ihn in seinen bessten Jahren herbeigeführt. Die Leiche ruht an der Seite der Dulderin im Kloster Seligenthal. Mit ihm schloss der Mannsstamm der Herzoge Niederbayerns. Er hinterliess eine einzige Tochter, Elisabeth, — wir werden ihr später in diesen Bildern wieder begegnen, — und sein ungerechtes Testament zu ihren Gunsten hat schweres Unheil über die bayerischen Lande heraufbeschworen.

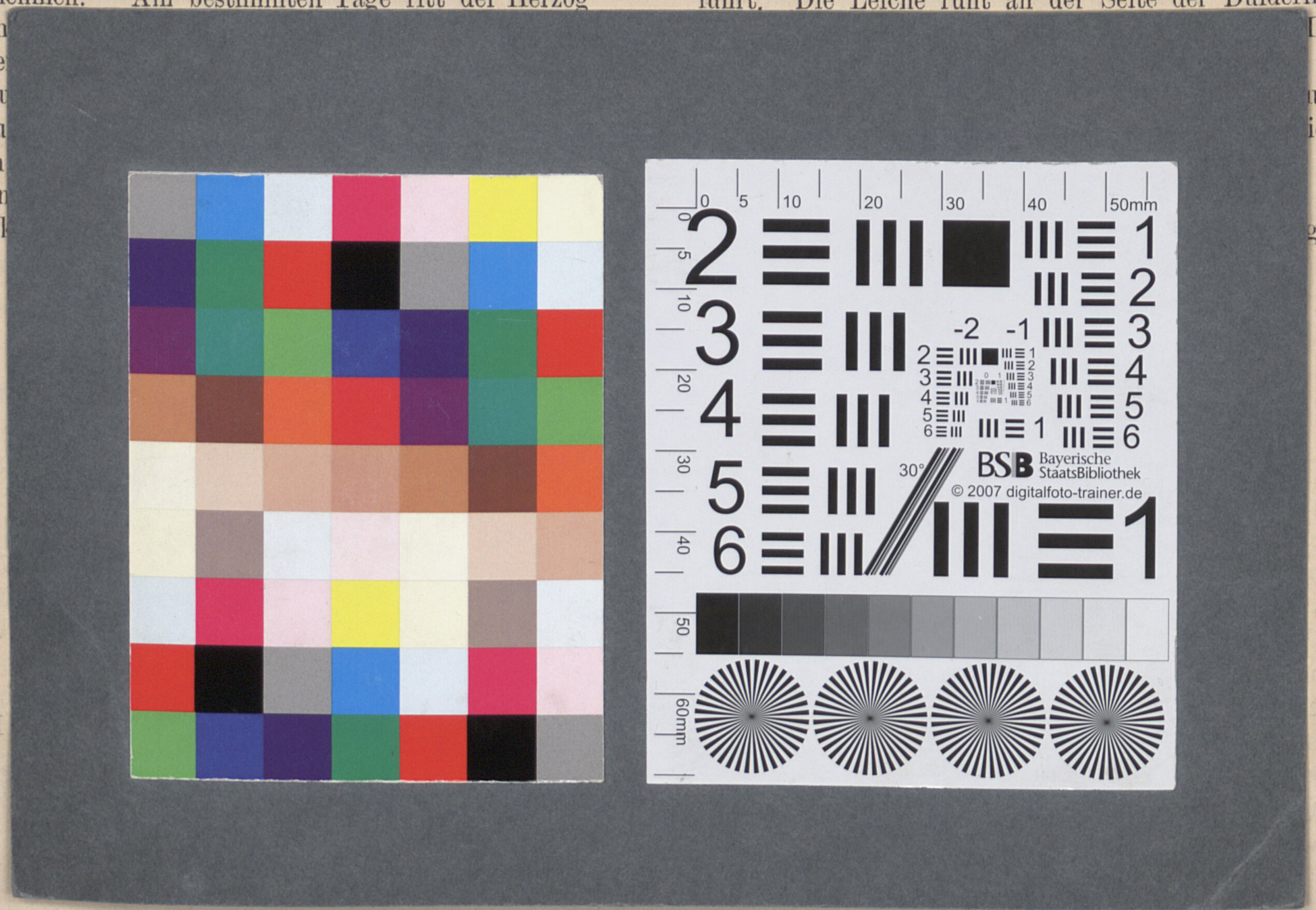
Das lebendige Bild hat Pechmann's Pinsel geschaffen.


37.

BAYERISCHE
STAATSBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Schäffel Haber auf; und wurden 58 Zentner Wachs und 52 Zentner Unschlitt verbraucht. Wenn man erwägt, dass ein Zentner Wachs nur 14 fl. kostete, und ein stattliches Ross mit 100 fl. bezahlt wurde, so erhält man einigermassen einen Massstab für die ungeheuren Kosten des nur acht Tage dauernden Festes, welche die, selbst für unsere Zeiten beispiellose Summe von 70,000 Dukaten betrugen.

Ritterspiele und Gelage wechselten mit den ernstfeierlichen Tänzen jener Zeit. Am dritten Tage begann das Turnier. Herzog Georg eröffnete es. Er und zwölf seiner Rosse, wie die Knaben, welche sie ritten, zogen gleichmässig in granatbraunem Damast mit Silber auf, und waren mit Reiherbüschen geschmückt. Vor ihm her liefen zwölf Edelleute in Narrenröcken von derselben Farbe. Die andern Fürsten folgten. Zuletzt ritt der riesige Woiwode von Lublin in die Schranken. Tausend Gulden bot er dem, der mit ihm stechen wolle. Alles schwieg. Da boten der Kaiser und Herzog Georg weitere tausend, und forderten den, ob seiner Stärke weitberühmten Herzog Christoph auf, die Ehre der Deutschen zu retten und mit dem prahlerischen Polacken zu stechen. „Gut denn, sprach Christoph, in zwei Tagen will ich es mit dem polnischen Ungeheuer aufnehmen.“ Am bestimmten Tage ritt der Herzog auf seinem Schimmel in
sie sich die Hände gere
und rief dem Gegner zu
quemte sich dieser dazu
die Riemen abschneiden
begann der Kampf, un
schäfte, der Pole flog l



Christoph aber sass aufrecht und ritterlich im Sattel. Jubelnd ward von allem Volke der Retter deutscher Fürstenehre beglückwünscht, und empfing den Dank aus den Händen der jungen Herzogin. „Nur mit des Teufels Hilfe hat mir der magere schwarze Herr das Herz entzwei gestossen,“ seufzte der Pole, als er drei Tage später auf seinem Todbette lag.

Das waren vielleicht die wenigen freudenhellen Tage im Leben der polnischen Königstochter. Georg vernachlässigte sie bald ob anderer flüchtiger Neigungen und hielt sie, nachdem Herzog Ludwig, ihr Beschützer, drei Jahre nach der prunkvollen Hochzeit in der Gruft zu Seligenthal beigesetzt worden, bald gleich einer Gefangenen im Schlosse zu Burghausen; hatte es der Vater doch nicht besser gemacht. Dort besuchte er sie selten, während er mit andern Frauen im Lande umher vielfach Kurzweil trieb. Hedwig schloss in jenen Mauern, die so oft schon fürstliche Seufzer vernommen, ihr trauriges Dasein 1502, erst fünf und vierzig Jahre alt. Nur ein Jahr später ereilte auch ihren Gemahl im neuen Schlosse zu Ingolstadt der Tod, nicht ohne Verdacht, dass sein leichtfertiger Wandel ihn in seinen bessten Jahren herbeigeführt. Die Leiche ruht an der Seite der Dulderin im Kloster Seligen-
lerzoge Niederbayerns.
wir werden ihr später
ungerechtes Testament
ie bayerischen Lande

geschaffen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spruner, Karl von

Die Wandbilder des Bayerischen National-Museums

Bd.: 1

München 1868

Rar. 106-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00061404-1